ALBUM

aus

Paris.

Von

August Lewald.

„Si le monde allait toujours en empirant, et que les pères en général fussent toujours meilleurs que leurs enfans, il y a longtemps que nous serions arrivés au dernier degré du mal, qui n'eût plus pu empirer.“
(diverses leçons de Louis Guyon.)

„Si ainsi estoit, au long temps que le monde a duré, nous serions tous anéantis, il n'y auroit plus rien qui valust entre nous.“
(Considérations sur l'hist. d. France par Louis Leroy. 1570.)

„Si cela était vrai, les hommes seraient à présent pires que des ours.“
(Montesquieu, Pensées diverses.)

Zweiter Theil.

Hamburg,
Verlag von Hoffmann und Campe.
1832.

IV.

Abtheilung.

„Nature n'est rien,
„Mais on recommande:
„Goût italien,
„Et grace allemande.“ . . . .

Italiänische Oper.

Théatre français.

Academie royale de Musique.

Schicksale eines namenlosen Bühnendichters.

Ein deutsches Schauspiel in Paris.

Italiänische Oper.

Man weiß, daß die Italiäner, oder „les bouffes," wie sie noch von Ghérardi her heißen, in dem Theater spielen, welches vom Boulevard, der place des italiens, und den Straßen Marivaux und Favart eingeschlossen wird. Es kehrt seine Säulen-Façade dem unansehnlichen Platze zu und zeigt nach dem Boulevard hin nur Buden und Kaffeehäuser, denn sonst könnte man das Theater der vornehmen Welt zu den Boulevardtheatern zählen und gegen solche Herabwürdigung muß man sich ernstlich verwahren, und kostete es selbst mehr als die Aufopferung einer schönen Façade.

Vor Zeiten nistete die comédie à ariettes friedlich mit den wälschen Strichvögeln unter diesem Dache und selbst die feinen Conversationsstücke eines Marivaux, die nur das überstolze théatre français von seinem klassischen repertoire verwies, zogen friedlich hieher und die sogenannten feinen Leute, das Publikum von Geschmack und Welt fand

in diesem Raume eine stets abwechselnde, größtentheils befriedigende Unterhaltung.

Doch, nachdem durch Favart's Nachfolger aus der comédie à ariettes die komische Oper gebildet wurde, die mehr Platz brauchte, und nachdem das théatre français sich genöthigt sah, seine feierlichen Hallen auch der modernen Komödie zu öffnen und die graue ewig feststehende Säulendekoration mit einem bürgerlichen Zimmer zu verwechseln, da verödete das italiänische Theater, und öffnete sich nur, unter dem vornehmen Titel: théatre royal italien, wenn Künstler aus der Fremde Angriffe auf den Geschmacksinn und die Beutel der Pariser unternahmen.

So wiederhallten denn in neurer Zeit diese Räume von den großartigen Tönen der Catalani, von den lieblichern der Sontag; hier erschütterten Mac-Ready und die Smithson ein Publicum, das sie verstand; hier endlich war es, wo das Talent der Schröder-Devrient und Haizingers, den früher schon gemachten Versuch, eine deutsche Oper den Parisern zu zeigen, glänzend gelingen ließ.

Diese vorübergehenden Erscheinungen, hören aber mit dem Winter auf, und eine italiänische Operngesellschaft nimmt dann bis zum Frühlinge das Haus in Besitz.

Wie glücklich ist ein Unternehmer der italiänischen Oper gegen Euch, ihr armen gehudelten Theaterprincipale Deutschlands!

Was wird von Euch nicht Alles verlangt? Kunstsinn, Kunstliebe, Kunsteifer und Alles mit Kunst Zusammengesetzte; ferner: Berücksichtigung heimischer Talente; Genügen der Anforderungen der Menge; Befriedigung des guten Geschmacks; Ballet, Oper, Tragödie, Komödie, Melodram, Pantomime, Posse; immer Neues für die Abonnenten; sammtene Kleider und bengalische Flammen ohne Rauch und Gestank; allgemein geschätzte Lieblinge und vor Allem sehr große Sängerinnen!

Und was besitzet Ihr in der Regel, um Alles das zu befriedigen? Wenig Einsicht, viel Eigensinn, große Achtung vor handwerksmäßigem Herkommen, Regisseure, die nur hierüber zu wachen verstehen und eine leere Kasse.

Von dem Impressario der italiänischen Oper in Paris werden nur zwei Dinge verlangt: Kehlen und ihre Ausbildung. Beides kann er nicht schaffen, sondern nur verschaffen, nehmlich durch Geld und das besitzt er. Es kommt daher nur darauf an, mit etwas Geschick und strotzender Börse den Sängermarkt Italien zu bereisen, oder bereisen zu

lassen und der Erfolg des Unternehmens ist gesichert. Denn wenn von den 20 Engagirten nur eine Kehle einschlägt, so macht diese Einzige hier schon den Winter; und wenn von den gegebenen Opern keine anspricht und nur diese eine Kehle, in einer, eine Nummer entzückend singt, so ist der dumme Impressario glücklicher, als der geschickteste Dramaturg in Deutschland.

Das Ganze kommt hier nur auf eine glückliche Konstellation an und das Unternehmen muß gelingen. Nicht wie bei andern Theatern, wo die ungünstige Zeit das wieder raubt, was die günstige eintrug, wo Verbindlichkeiten gegen ältere Mitglieder Statt finden und den Einnahmen Schaden bringen, ist das Ganze hier nur auf einige Monate berechnet, der glückliche Wurf wurzelt fest in der Tasche und kein schöner Sommer droht der Ernte des Winters Verderben.

Denn im Sommer vermiethet der Impressario und Eigenthümer des Privilegiums sein Theater bald einer deutschen Opern-, bald einer englischen Tragödengesellschaft auf deren eigene Gefahr, und kann ruhig die Leute in der Hitze bei Tortoni sitzen sehen, während in seinen kühlen Hallen nur müssige Controleurs und trübselige Fremde einige ganz verzweifelte Gesichter schneiden.

Der Saal der italiänischen Oper ist freundlich decorirt, bis auf den Vorhang, der geschmacklos und steif das Auge beleidigt. Die Beleuchtung ist glänzend.

Sogenannter Pöbel, la populace, le bon peuple, findet sich hier nie ein, weil der letzte Platz 3 Francs kostet und jene Volksklasse noch immer dem sonntägigen Huhne Heinrichs des Vierten vergebens entgegensieht, mithin an die italiänische Oper noch gar nicht denken kann.

Die Preise der Plätze sind hoch, müssen aber doch noch lange nicht hoch genug seyn, denn um das Haus recht drückend voll zu machen, werden sie oft um das Dreifache erhöht. Dann kostet eine Loge zu 6 Personen 150 Francs und dann sind die Leute erst recht zufrieden, und schätzen sich glücklich, wenn man ihr Geld annimmt.

Und was erkaufen sie für Freuden damit?

Sie machen zeitiger als gewöhnlich eine lange und beschwerliche Toilette. Das kühne Genie eines Friseurs wagt Versuche, die ihre Köpfe an jedem andern Orte der Welt dem Gelächter preisgeben würden. So setzen sie sich, bald als Sappho, Bacchantinn oder Schäferinn kostümirt in ihre Wagen und fahren auf den von der Polizei vorgeschriebenen Pfaden nach dem Kunsttempel.

Am untern Ende der rue St. Anne, eine Tagereise von dem Quell des Vergnügens, wird ihr Kutscher gezwungen, sich der Wagenreihe anzuschließen, die langsam der rue de Marivaux zurückt, um die Herrschaften an's ersehnte Ziel zu bringen.

Diese Annäherung kann bei besondern Veranlassungen 2 bis 3 Stunden dauern und der erste Act fast beendigt seyn, bis der letzte Wagen vorfährt.

Von der andern Seite rückt nun die queue der bescheidenen Parterregänger zu Fuße an die Controlle, und gelangt gestoßen und gequetscht, angefahren und ausgeforscht in das Allerheiligste.

Nun ist der Raum gefüllt. Die Gallerien und Logen strotzen von schöner Welt. Wer hat aber Sinn dafür. Im Parterre sitzen und stehen dicht aneinander geschichtet die dilettanti, die nur gekommen sind, sie zu hören, zu wägen, zu richten. Die Unbestechlichen, die Reinen, die genau wissen, wie die Pasta diese Stelle verzierte, und was die Sontag hier anbrachte, was die Malibran dort veränderte. Sie haben Alles das zu Buch gebracht, sie stehen da und wägen es ab auf der Goldwage einer angemaßten Kennerschaft. Sie freuen sich wie die Kinder, wenn der Künstler ih-

nen einen neuen Schnörkel vormacht und werden mürrisch, wenn er ihnen einen alten, herkömmlichen verweigert, ohne ihnen dafür Ersatz zu bieten.

Sie begleiten ganze Musikstücke mit taktwidrigem Nicken, nur um ihr fortwährendes, sich steigendes Mißbilligen zu zeigen.

Es ist die kleinlichste Kunstrichterei, die man sehen kann und wehe der armen Fremden, die im höchsten Grade aufgeschmückt erschienen ist, um dieser Rigoristen Blicke von der Bühne zu den Logen zu ziehen; sie wird nie dahin gelangen. Richten sie einmal ihre Köpfe in die Höhe, so geschieht es, um im Gedächtnisse nachzublättern und sich auf irgend ein Läufchen trällernd zu besinnen.

In einem deutschen Komödienhause kann ein auffallender Kopfputz mehr gespannte Aufmerksamkeit stören, als hier ganze Reihen der Auffallendsten und Glänzendsten.

Hier wird nur ein Sinn in Anspruch genommen: das Gehör! —

Die Kräfte, welche die Herren Robert und Severini, zu denen sich noch il dolce cigno di Pesaro gesellt hatte, als Directoren der Oper vereinigten, schienen allerdings die allgemeine Aufmerksamkeit mit Recht auf dieses Institut hinzulenken.

Außer der Pasta und Malibran, Sternen er-

ster Größe, hatte Italien noch die Caradori und Tadolini geliefert, und der Liebling des Publicums, die allgemein gefeierte Schröder-Devrient, hatte die Bahn der sichern Lorbeern verlassen, um im Gefühle ihrer Kraft einen gewagten Wettkampf zu bestehen.

Neben diesen Namen nannte man Rubini und Lablache, die bedeutendsten Künstler Italiens, den Baß Santini, den wackern Buffo Graziani, Bordoni, Derosa u. s. w. Die Aussicht war glänzend.

Man erwartete Einiges von Mozart, Vieles von Rossini, Neues von Bellini und Donizetti.

Doch gleich im Anfange der Saison verließ uns die Pasta, um nach Italien zurückzukehren.

Man mußte sich sputen, wollte man noch ihres Gesanges sich erfreuen. Sie sang mehreremale die Sonnambula von Bellini, die Desdemona, dann in la prova d'un opera seria, in einem Konzerte noch und war verschwunden.

Im nächsten Jahre wird sie die Bühne verlassen und in ihrem Vaterlande von den ersungenen Millionen leben. Hier erhielt sie für den Abend 1000 Francs.

Die Pasta, die große Judith Pasta, ist eine Frau von mittler Größe, hoch in den Vierzigen, mit männlichen Gesichtszügen und einem Gange,

den man in Deutschland unbedingt watschelnd nennen würde.

Sie wirft die Perlen ihres Gesanges so recht eigentlich vor das Publicum, welches sie dankbar auflieſt. Sie tändelt mit ihrer Kehle, mit den Noten, mit dem Auditorium. Mit lächelnder Mine beginnt sie den Gesang, die Schwierigkeiten häufen sich und sie wird immer freundlicher, sie tritt ganz vor an die Lampen und wirft den Kopf leicht in den Nacken, dann neigt sie ihn bald auf die eine, bald auf die andere Seite, jetzt ein Ausstrecken der rechten Hand, mit hinuntergebogenen Fingerspitzen nach dem Parterre hin, eine Art von Huldigung, zugleich ein bedeutendes Hinaufziehen der markirten Augenbraunen und ihre pièce ist geendet. Ein Donner-Applaus erfolgt und die Pasta wackelt mit vieler nonchalance in den Hintergrund, als gälte ihr der Beifall gar nicht und geht nur lächelnd wieder vor, wenn er zu anhaltend ist, oder sie wieder zu singen anfangen muß.

Dieses ist Manier, feststehende Manier, wer sich darüber nicht wegzusetzen vermag, ist zu beklagen, denn er wird um den Genuß gebracht. Auch darf man sie nur mehreremale gehört haben und man wird die Manier gewohnt und denkt nicht mehr daran.

Es ist ja dies derselbe Fall bei unsern Lieblingen in Deutschland, die oft von einer unerträglichen Manier besessen sind und namentlich bei den bessern Bühnen, wo das lange Beisammenseyn der Mitglieder und ihr Verjähren bei abnehmenden Kräften und mangelnder Erfahrung, die veraltete Manier so recht einwurzeln läßt, welche sie dann gar zu gern mit dem stolzen Namen: Schule belegen. Aber man frage nur einmal den unbefangenen Fremden, der die Theater aller Nationen besucht hat, was er z. B. zu der alten Hamburger Schule sagt, wenn er dort Wallenstein oder ähnliche Stücke aufführen sieht. Seine Antwort ist gewiß: die Leute müßten noch in die Schule gehen, wenn sie nicht größtentheils zu alt dazu wären! Aber Schröder! der große Schröder! rufen die Manieristen und ihre habitués, und der unbefangene Fremde wird antworten: Schröder spielte anders, oder er wäre nie der große Schröder gewesen! —

Die Stimme der Pasta ist in den Mitteltönen etwas umschleiert, doch in der Höhe sehr angenehm. Ihre Geläufigkeit, so wie der ihr eigenthümliche, geschmackvolle Vortrag sind hinreißend.

Von ihrem Spiele konnte man in der Sonnambula keinen Begriff erlangen. Das Landmäd-

chen zu karakterisiren fiel ihr nicht ein, sie war ganz und gar die große Sängerin im Bauerröckchen. Im zweiten Acte, wo die Schläferin im Nachtkleide durch's Fenster in das Zimmer des Officiers steigt, war ihr Aufzug komisch. Die Situation ist die bekannte aus dem Ballet. Die Pasta hatte über ihren Bauernanzug ein weißes Hemde, oder sogenannte Blouse, von auffallender Kürze geworfen, welche sie ganz unförmlich machte, und watschelte nun in ihrer gewöhnlichen Art hin und her, mit geschlossenen Augen; dann legt sie sich ziemlich ungeschickt auf's Bett und der lächerliche Act war beendet, denn was sie in dem nun folgenden Finale leistete, in dem himmlischen Duette mit Rubini, war unnachahmlich und die entzückten Hörer übersahen die Blouse und die ganze komische Figur und zollten der großen Sängerinn die reinste Bewunderung.

Lablache! Wer kennte ihn nicht? wer hätte nicht schon etwas von ihm gehört, ohne ihn selbst gehört zu haben? denn seine Art und Weise, den Figaro zu spielen, ist als Tradition von Theater zu Theater gegangen, und unsere bessern Sänger haben sich in dieser Parthie manches von ihm zugeeignet, ohne daß sie selbst die Quelle einmal kennen. Schon beim ersten Erscheinen nimmt diese

musico Gestalt, riesengroß und dick, die Lachorgane für sich allein in Anspruch. Es strömt eine kolossale Lustigkeit aus dem Manne, und die Leichtigkeit, womit er die Kraft seiner Stimme und seine gigantischen Gliedmaßen handhabt zum Ergötzen des Publikums, macht ihn gleich zum erkohrnen Lieblinge der Menge.

Schon wenn er durch ein Trällern in den Coulissen sein nahes Auftreten verkündet, malt sich Freude auf allen Gesichtern, und eine vergnügliche Bewegung ist vernehmbar, die endlich bei seinem Erscheinen in lauten Jubel ausbricht. Sein Kapellmeister in der prova d'nn opera seria ist ein unerschöpflicher Quell der heitersten Laune.

Sein Streit mit der prima donna, wo er so weit ging, den Gang der Pasta nachzuäffen; die Luftschlösser die er mit dem Dichter baut und von künftiger Goldärnte träumt; seine letzte Arie endlich, die Orchesterprobe! —

Ja, diese Orchesterprobe! Wie viele haben sich nicht darin versucht? wie viele Intermezzi: Kapellmeister betitelt, haben wir nicht schon gehört? Aber so muß dieser Spaß gemacht werden, sonst ist er nicht mehr erträglich.

Lablache's Erscheinung als Schauspieler und

Sänger, so sehr sie mich ergötzte, rief nebenbei eine wehmüthige Stimmung in mir herauf.

Ein deutscher Sänger von gründlichen Kenntnissen und großer Darstellungsgabe widmete sich unter günstigen Auspicien der Bühne. Stimme und Spiel hatte die größte Aehnlichkeit mit Lablache. Nur die Ausbildung fehlte, und die konnte er in den Provinzstädten des Nordens, wo sein Schicksal ihn verwiesen hatte, bei allem Fleiße nie erwerben.

Diese ungünstige Stellung und schwere Unglücksfälle, die rasch auf einander den Mann trafen, unterbrachen seine Laufbahn, und er lebt jetzt zurückgezogen von der Bühne, und in ihm schlummert und verblüht eines der schönsten Talente.

Und dieser Mann ist mir ein herzlicher Freund: August Mosewius aus Königsberg. —

Wie eine schwere Wetterwolke lag Mozart's Don Juan am Horizonte der italiänischen Oper. Nicht fürchtete ich, daß der deutsche Genius die Geister der modernen Italiener, wie die Hexe im Faust ihre Meerkatzen, vernichten würde, noch keimte mir die Besorgniß auf, die Pariser würden nach diesem höchsten musikalischen Drama kein anderes mehr hören wollen, und meine ganze Genußärnte würde somit zu Ende seyn.

Aber andere Sorgen thürmten sich auf.

Die deutsche Oper hatte sich eines großen Beifalls erfreut. Zuerst war es der Freischütz. Fidelio und Oberon, dann der gut eingeübte Chor, und endlich Haizingers Stimme und Mad. Devrients hinreißende Leidenschaftlichkeit und tiefes Gefühl im musikalischen Vortrage. Trotz dieser Anerkennung sagte man eben so unumwunden, daß die Deutschen nicht singen können, daß Sprache, Kehle, und Mangel an großen Mustern im Gesange, ihrer Ausbildung stets hinderlich seyn würden.

Und eine Deutsche eben sollte in dem Vereine der Künstler, denen Sprache, Kehle und große Gesangmuster ganz zu Gebote standen, die in ihrer Kunst die Ersten genannt wurden, einen bedeutenden Platz ausfüllen? Die dilettanti schnitten bedenkliche Gesichter; man sprach davon, die italiänische Oper habe nur Madame Devrient der académie royale entziehen wollen, für die sie von hohem Werthe gewesen wäre, und habe sie deshalb mit eigener Aufopferung engagirt.

Unter diesen Aspekten kam der Abend der ersten Aufführung heran.

Santini, ein vortrefflicher Leporello, zog sich bei Seite, und Donna Anna kam ringend mit

Don Juan auf die Scene. Man bemerkte Befangenheit und dadurch verursachte Undeutlichkeit in der Aussprache bei unserer Landsmännin. Sie kehrte mit Octavio zurück und fand die Leiche ihres Vaters.

An dieser Leiche ließ sie jetzt die großartige Klage aus tiefer Brust ertönen; sie erhob sich, ihre Augen suchten den Leichnam, und sie fand nur den Geliebten, dessen Hand sie ergriff, um ihn feierlich Rache schwören zu lassen. Das ganze Haus zollte rauschenden Beifall, und es war sicherlich kein Vorwurf mehr für sie, eine Deutsche zu seyn.

Jetzt kam die den Parisern wohlbekannte Madame Malibran-Garcia an die Reihe. Eine hübsche Frau, das Gesicht ein liebliches Oval, ein großes, sehr sprechendes Auge, etwas großer Mund, Gestalt zierlich, doch von weitläuftig darüber verbreiteter Magerkeit.

Der Vater der Madame Malibran war Director der italiänischen Oper in Mejico, wo die Sängerin ihre frühere Jugend zubrachte. Jetzt lebt der alte Garcia zurückgezogen und dürftig in der Vorstadt.

Madame Malibran ist mit einer herrlichen Tiefe begabt und besitzt darin eine bedeutende

Kraft, die Höhe kontrastirt unangenehm damit und erscheint zu dünn. Die Ausbildung ist bei weitem nicht so vollendet wie bei der Pasta, obgleich ihr Vortrag gleichfalls von den geschmackvollsten und lieblichsten Verzierungen wimmelt.

Doch auch sie hat eine feststehende Manier, die bei jedem Solo wiederkehrt. Es ist dies eine schiefe Haltung des Kopfes auf dem langen Halse, ein freundliches Blinzeln mit den Augen, ein Auseinanderziehen des Mundes, daß man alle Backenzähne zu sehen bekommt, und bei den letzten Tönen einer Verzierung oder Kadenz, ein Herumwerfen des Kopfes, welches allemal das Ende des Stückes bedeutet und den Beifall herausfordert.

Die Erscheinung der Malibran ist stets freundlich und selbst diese eben gerügte Eigenheit macht, zumal in komischen Parthien, keinen unangenehmen Eindruck, doch eine kleine Linie weiter und die vollkommenste Karrikatur ist da.

Wir sahen dies in den letzten Tagen, wo muthwillige Künstler eine kleine Karrikatur in Gips zum Verkaufe ausstellten, worin ein jeder das hübsche Vorbild, Mad. Malibran, auf den ersten Blick erkannte.

Das Spiel dieser Sängerin ist, wenn auch nicht ausgezeichnet, doch sehr anziehend. Unge-

stümes Feuer in der tragischen Leidenschaft, zierliche Koketterie in komischen Parthien. Man könnte ihre Rosine fast überladen an unzähligen Minauderien nennen, richtiger erscheinen diese in Parthien wie die der Sängerin in der prova d'un opera seria, die sie viel besser als ihre Vorgängerin Pasta gab.

Um ihr Benefiz ergiebig zu machen, unternahm es die Malibran den Otello darzustellen. Sie strengte sich unmäßig an, sie entwickelte eine wahrhaft überraschende Kraft, aber der Eindruck war null. Mich peinigte bei ihrem Abmühen eine höchst unangenehme Empfindung. An ihrer Seite gelang es unsrer Devrient als Desdemona dem verstimmten Publikum dennoch den allgemeinsten Applaus zu entreißen. Namentlich war ihr dritter Act von großem Effecte. Später sang Mad. Malibran, um die Otelloscharte auszuwetzen, mehrere Male die Desdemona.

Aber auch sie ist jetzt schon seit mehrern Wochen der Bühne entzogen, indem sie nahen Mutterfreuden entgegen hofft. Zuletzt sang sie noch, obgleich nicht mehr in der Verfassung vor dem Publikum erscheinen zu können, mit fruchtloser Anstrengung eine Arie in dem Koncerte des Herrn von Beriot, eines Nachahmers von Paganini.

Madame Caradori, die nur ein paar Male Zerline und Rosine sang, aber gar nicht ansprach, ging nach kurzem Aufenthalte nach Italien zurück; ein Versuch mit Madlle. Melas als Semiramis, verunglückte dergestalt, daß man keinen zweiten zu machen wagte; eine kleine Französin, Mad. Raimbeaux, bisher als kunstfertige Dilettantin bekannt, sang einige Male die Rosine und den Arsaz; die einzige Stütze der Oper war daher Madame Schröder-Devrient, und hat als solche dem Publicum und der Direction in der schwierigen Parthie der Imogene im Piraten, einen glänzenden Beweis ihrer Energie und ihres Fortschreitens in der Besiegung der Schwierigkeiten an den Tag gelegt, indem sie mit Rubini die Lorbeern dieser stets wiederholten Darstellungen zu gleichen Hälften unwiderlegbar theilt.

Funfzehn Male wurde der Pirat von Bellini gegeben und dasselbe Gedränge wogte stets unter meinen Fenstern dem Eingange der italiänischen Oper zu, und auch ich erwartete oft den 8ten Glockenschlag mit Sehnsucht, um mir durch die großen Künstler eine jener holden Täuschungen bereiten zu lassen, die uns der Wirklichkeit zu entrücken vermögen, daß wir das Ministerium, Konspiration, Journalisten, Emeuten und alle die

übrigen beunruhigenden Erschütterungen der Zeit, darüber auf Augenblicke vergessen.

Das libretto des Piraten ist einfach, entbehrt demungeachtet nicht einer höchst wirksamen dramatisch-musikalischen Situation.

Ein sicilianischer Edelmann, aus dem Vaterlande verbannt, wird Seeräuber. Ein Sturm wirft ihn nach Jahren an die Küste seines Vaterlandes, und er sieht dort seine frühere Geliebte als die Gattin des Herzogs von Caldore wieder. Dieser überrascht seine Gattin in einem tete à tete mit dem Abenteurer, Zweikampf ist die Folge, worin der Herzog bleibt. Der Seeräuber wird zum Tode geführt, und Imogene sinkt ohnmächtig zu Boden.

Die Handlung, so einfach sie auch ist, gab dem Komponisten dennoch schickliche Gelegenheit zu musikalischen Effecten.

Wenn Bellini auch nicht den stets wechselnden Melodienreichthum Rossinis besitzt, so entschädigt er durch ergreifende Karakteristik der Leidenschaft, und eine bei den Italiänern seltene Kunst der Instrumentirung.

Unter den Chören zeichnet sich die Introduction während des Seesturms und ein Trinkchor der

Piraten aus. Außerdem fehlt es nicht an Märschen und andern gefälligen Siebensachen.

Vor Allem aber stralt die Parthie des Seeräubers von herrlichen Glanzpunkten, und in ihr feiert Rubini seinen schönsten Triumph.

Wenn ich bis jetzt von diesem großen Sänger noch nicht gesprochen habe, so geschah es um Wiederholungen zu vermeiden. Ich müßte loben und immer loben, und daher versparte ich mir's bis zur Erwähnung des Piraten, um ihm hier die ganze Fülle meines Lobes zu spenden, wie er mir in dieser Parthie die ganze Fülle seines außerordentlichen Talentes spendete.

Rubinis Stimme vereinigt die ungeheuerste Kraft und den lieblichsten Schmelz, die Gewalt des Donners und das Säuseln der Aeolsharfe. Diese kolossalen Stimmen sind nur jenseits der Alpen anzutreffen und selbst Nourrits kraftvolles Organ ist nicht entfernt damit zu vergleichen.

Die Kunst des Gesanges hat Rubini in einer Vollkommenheit in seiner Macht wie kein lebender Sänger; er kennt keine Schwierigkeiten, was er will führt er auf seinem Instrumente aus und oft, wenn man befürchtet, seine ungemessene Leidenschaftlichkeit hätte seine Mittel zu berechnen vergessen und mit der Kadenz würde sein Athem ein Ende

erreichen, so fühlt er noch seine Register fähig, um Verzierungen auf Verzierungen zu häufen und in voller Kraft die minutenlange Colleratur zu endigen. Was Paganini als Violinist, ist Rubini als Sänger; mit keinem andern Künstler seiner Gattung zu vergleichen.

Wenn man hie und da Rubini den Vorwurf machen hört, seine Art zu singen sey der Künstelei zu vergleichen, die aus der mächtigen Feuergarbe des Vesuvs tausend kleine Kunstfeuerchen zu fabriciren beabsichtige, so kann auf der andern Seite nicht geläugnet werden, daß seine Verzierungen, der oftangebrachte Wechsel des forte und piano und sein mezza voce nie dem Karakter entgegen sind, oder die dramatische Wahrheit beeinträchtigen.

Verwerflich ist jede Verzierung, die der Sänger auf dem Theater anbringt, wenn man ihm den Ansatz ansieht, den er dazu nehmen muß, wenn er sie mit großer Anstrengung und ungewissem Erfolge zu Tage fördert, und noch überdieß an Stellen diese Ausschmückungen verlegt, wo sie nicht hingehören. Wer aber wie Rubini damit umzugehen versteht, wer in der einen Colleratur zürnt und in der andern schmachtend um Liebe fleht, wer die Reihefolge der Töne wie reine Perlen aus der Kehle steigen läßt, dem sey es vergönnt allen Kri-

tikern und Krittlern zum Trotze, seinen reichen, unerschöpflichen Genius frei walten zu lassen.

Der Ausdruck, der Rubinis Gesangsweise vorzugsweise karakterisirt, ist die Klage. Ihre melodische Kraft macht die Herzen erbeben und die Augen überfließen. Dies ist kein bloßes Gleichniß. Man sieht im ersten Finale der Sonnambula, oder im Piraten, unzählige Schnupftücher vor schönen Augen halten, wie dies in Deutschland im 5ten Acte der Jäger oder ähnlicher Stücke, in Opern nie gesehen wird. Und hier ist es nicht der Gang der Handlung, das Schicksal der Personen, die im Stande sind Thränen zu entlocken, es sind Rubini's Töne allein, die es können, die diese Wirkung hervorbrächten wo man sie hörte, und im Walde oder am Wasser, in der Einsamkeit wie in glänzender Gesellschaft, das Herz mit unnennbarer Wehmuth erfüllen.

Hat Rubini eine Parthie in irgend einem Werke, und sey es das Schwächste, so werden stets viele Leute anwesend seyn, um Rubini zu hören. Denn so oft e r singt, ist ein Meisterstück da! —

Wie erbärmlich erschienen mir nicht die kleinen Lichter, die sich fern von dieser Sonne etwas Großes zu seyn dünken. Die mit dem Titel Künstler sich selbst belehnen und ihr Recht davon herleiten,

daß sie dafür bezahlt werden, Kunstwerke zu verhunzen, und durch ihren anmaßenden Dünkel wie durch ihre jämmerlichen Leistungen den Kenner beleidigen. Kämen diese Stümper hieher und hörten Rubini, sie müßten Bescheidenheit lernen und ihre Kunst ernstlicher treiben oder gänzlich an den Nagel hängen!

Santini, der den Herzog von Caldore singt, paßt zum Dandini in der Cenerentola besser, als in der tragischen Situation. Sein Anzug, seine Haltung, die Art seines Vortrags in dieser Parthie, alles streift unglücklicher Weise ans Lächerliche und mehr braucht es nicht, um bei diesem wandelbaren Publicum, mitten aus Thränen, die heiterste Stimmung für einen Augenblick hervorzurufen.

Imogene, von Madame Devrient dargestellt, erwarb ihr einstimmig den Namen: d'excellente tragédienne et cantatrice distinguée. Diese Rolle erinnerte mich mehrmals an die große Schröder, namentlich in dem Momente, wo sie in der gräßlichsten Angst sich auf die Knie wirft, um für das Leben ihres Kindes zu flehen, und mit den Händen dem Kleinen winkt, von dem Mörder weg und zu ihr hinzulaufen. Dieser schöne Moment verfehlte nie seine Wirkung, eben so die Entwickelung ihres großartigen Spieles in dem Terzette,

welches dem Duelle vorausgeht. Die schönen Stellungen in der Wahnsinnsscene des letzten Actes suchte ein hiesiger Künstler durch den Grabstichel als bleibendes Denkmal dieser schönen Leistung den Parisern festzuhalten.

Was Mad. Devrient als Sängerin leistet, ist in hohem Grade ausgezeichnet. Die Nähe Rubinis, die vielleicht bei ihrem frühern Auftreten sie einschüchterte, scheint sie jetzt zu erheben und sie darf mit voller Ueberzeugung an Correggio's: anch'io son pittore! denken.

Es wäre kleinlich, den Triumph einer Sängerin zu einer Nationalangelegenheit machen zu wollen, aber verzeihlich wird es mindestens gefunden werden, sich darüber zu freuen, und Pflicht ist es, durch Mittheilung den Ruhm der Landsmännin dem Vaterlande zu verkünden.

Bedeutender erscheint uns noch diese Anerkennung des schönen Talentes der Mad. Devrient in Frankreichs Hauptstadt in einem Augenblicke, wo sich von allen Seiten den Franzosen die Ueberzeugung aufdringt, daß jenseits des Rheins und der Vogesen auch Leute wohnen, die sich, trotz so manchen Widerspruchs, tüchtig geltend zu machen wissen. Daher ist uns der Sieg der Mad. Devrient über das Vorurtheil der Pariser in so bewegter

Zeit erfreulicher, als der fanatische Jubel mit der Friedenspuppe Sontag, und um so erfreulicher noch, da sie nach Deutschland zurückkehrt, um allen Kunstfreunden den Genuß zu gönnen, im Vaterlande ihr schönes Talent zu bewundern.

Théatre Français.

Als ich mich zum ersten Male in Paris befand, und mit einem Lohnbedienten gegen Abend die Straßen durchzog, zeigte mir dieser ein graues Gebäude in einer engen, sehr schmutzigen Straße, mit den lakonischen Worten: „ici joue Talma!“ dabei zog er den Hut, ich weiß nicht ob er einen Bekannten grüßte, oder aus Ehrfurcht vor dem Gebäude.

Nun ist Talma todt, und sein Theater ist mehr und mehr von dem hohen Standpunkte herabgestiegen, den es vormals einnahm und weder die Inschrift: „ici jouait Talma,“ noch der als Wächter in der Vorhalle sitzende Voltaire, noch die Anmaßungen der Künstler, können es vom Sturze retten.

Talma war ein sehr großes Talent, das dem Theater nach allen Seiten hin Glanz und Ehre brachte. Er war in der Napoleonischen Heroenzeit der Typus eines ächten Helden, er war Napoleons

specieller Freund, er war für französische Römergröße, für Racinische Tiradendeclamation, für Gefühle auf Stelzen, für ein Bühnenideal ein unerreichbares Muster.

Wenn Talma, um Gastrollen zu geben, durch die Provinzen reiste, so stieg er in den Präfectwohnungen ab und genoß Ehren der höchsten Staatsbeamten; die Kritik konnte ihn nicht mehr an sich irre werden lassen, denn er stand über ihr. Wer hätte es wagen wollen, ihn je zu tadeln? Das wäre Hochverrath an der Nation gewesen.

Neben Talma dem Terribeln, stand die Duchenois die Horrible und die Georges die Sensible, jede in ihrer Art einzig, und vollkommen ihres Theiles an Melpomenens blutigem Lorbeer würdig. In der Komödie herrschte die damals noch jugendliche Mars, mit dem Scepter der Anmuth und Schönheit, und ganz Paris lag zu ihren Füßen.

So sah es damals mit dem théatre français aus, das wie ein verhätscheltes Kind Alles thun durfte, was es wollte. So zwangen die Societaires einst einen jungen talentvollen Künstler, der in Bordeaux mit 10000 Franken angestellt war, in Paris bei ihnen ein Engagement mit 3000 Franken anzunehmen. Sie waren im Rechte, solche Ungerechtigkeiten zu begehen und jeder, der die

dramatische Kunst in Frankreich ausübte, war gezwungen, falls das théatre français seiner bedurfte, ihm seine Dienste um jeden Preis zu widmen.

Die Verfassung dieses Theaters ist bekanntlich so, daß eine gewisse Anzahl von Mitgliedern, unter dem Namen der Societaires, die Einnahmen unter sich theilt und dann aus ihren Mitteln die Besoldungen wie die Pensionen bezahlt, zu welchem Ende ihnen eine große Unterstützung von Seiten des Staates zufließt.

Da sie nun sehr geringe Besoldungen und diese oft erst nach jahrelangen Probediensten zahlen, überdieß bei dem Vorrath an klassischen Stücken, der für ihren Bedarf durch Jahrhunderte hinreichte, die Autor-Abgaben sparen, so darf man sich nicht verwundern, daß sie ein sehr behagliches Leben führen können und große Einkünfte beziehen. Talma's verschwenderische Baulust kostete ihm ungeheure Summen, sonst hätte er der reichste Künstler in Europa seyn müssen.

Bei diesen Prärogativen und Einrichtungen befand sich das théatre français fast so gut, wie ein deutsches Hoftheater.

Den jüngern Dichtern, die ihre Werke übergaben, wurden die größten Schwierigkeiten gemacht. Ein Comité von Schauspielern saß zu Ge-

richt und stimmte ab, und wenn man sich entschloß ein Stück anzunehmen, wobei immer zwei Unannehmlichkeiten für die Schauspieler waren:

1. eine Neuigkeit einzustudiren,

2. dem Autor seinen Antheil zu geben,

so mußten wenigstens Alle Rollen gut seyn, und die Ausstattung wenig kosten.

Nun starb Talma und mit ihm ging die modern-antike Klassizität des théatre français zu Grabe. Die alte, häßliche Duchenois wollte Niemand sehen, die männliche Georges alterte auch und zog sich auf ihre Lorbeern nach dem Quartier-latin zurück, wo sie die Ueberbleibsel ihrer Gunst einem ehemaligen Präfecten unter Napoleon, nachherigen Director des Odeon, dem „kleinen Harel," und die Ueberbleibsel ihrer Kunst seinem Theater zuwendete. Die Mars allein blieb in ihrem fünften Jahrzehend die Säule, woran sich die comédiens ordinaires lehnten, man gebrauchte alle mögliche Pfiffe, um diese Säule recht zu befestigen. Man engagirte nichts Junges, nichts Schönes, nichts Liebenswürdiges neben der Mars, man ließ sie Monate lang nicht auftreten, und sprengte aus, sie zöge sich zurück, um sie dann wieder im Triumph erscheinen zu lassen und für ein Jahr zu engagiren. Und das théatre français schaltete hierin bis

jetzt mit solcher Umsicht, daß — die Wahrheit zu gestehen — in diesem Augenblicke die 60jährige Mamsell Mars, erste Liebhaberin des théatre français, die schönste, liebenswürdigste und anmuthigste Erscheinung dieser Bühne ist.

Als Victor Hugo die theatralische Revolution begann, da war das théatre français in dem Wahne befangen, Corneille, Racine und Molière könnten noch für einige Jahrhunderte aushalten, nun ist es aber davon zurückgekommen und greift zu Neuem. Es ist jedoch schlimm dieser Bühne zu helfen. Die witzigsten und geistreichsten Schriftsteller verarbeiten ihre Stoffe lieber zum Vaudeville, welches die Nation über Alles liebt, das nicht so strengen Anforderungen unterliegt und bessere Darsteller findet, als die steife Komödie; die phantasiereichen Dichter, die einen großartigen Stoff sich erwählen, gießen ihn aus denselben Gründen in die freiere Melodramenform, statt sich mit Versen und den vorgeschriebenen fünf Acten zu plagen. Daher der Mangel an Neuigkeiten hier, während die rivalisirenden Schwestern daran Ueberfluß haben; daher hier die allerleersten Bänke, während bei den gutgeführten Administrationen wie: Vaudeville, Varietés, Gymnase und Porte St. Martin, es gute Einnahmen giebt.

Die Klassizität muß daher noch immer heran und Mamsell Mars als Araminte, Elmire oder Clélie spielt in jeder Hinsicht die Hauptrolle.

Die Art und Weise, wie die eigentliche Comödie aufgeführt wird, ist so eigenthümlich und muß dem Unbefangenen absurd erscheinen. Es liegt hier aber nach meiner Meinung wiederum ein feiner Kniff zum Grunde.

Während nehmlich sich Alle bemühen, im hohen Grade Unnatur zu zeigen, erscheint die Mars in so reizender Natürlichkeit, daß sie allgemeines Staunen erregen muß. Es ist mir stets aufgefallen, warum die Künstler, die mit ihr spielen und doch so hohen Grad von Bühnengewandheit in ihrer Art beweisen, sich nicht bestreben ihr gleich zu kommen, da sie doch alle Abende sehen, welche Triumphe sie feiert.

Während die Mars im geschmackvollsten Modecostüm erscheint, steht ihr Léandre oder Ariste oder Cléanthe im schwarzen Kleide, wie ein Dorfschulmeister da und hat eine Wolke auf dem Kopfe, die bei jeder heftigen Bewegung Puder stäubt. Während sie ihre Reden mit einer Feinheit des Ausdrucks, mit einer Geläufigkeit, mit einer conversationellen Nachlässigkeit hersagt, scandirt ihr Liebhaber, zittert mit der Stimme, verschmäht alle

Natürlichkeit, und spricht wie nie ein Mensch im Leben gesprochen hat. Während sie in allen Bewegungen sich bestrebt, so ungezwungen zu seyn, als wäre sie in ihrem Zimmer, oder am Theetisch oder bei einer Freundin, überall, nur nicht auf dem Theater, so zieht der traurige Cléanthe sein Schnupftuch, ergreift mit Emphase ihre Hand, und fällt einmal über's Andere auf die Knie.

Man muß gestehen, daß durch diese Folie Spiel und Erscheinung der Mars sehr gewinnt, und sie mit ihren 60 Jahren sieht gegen den Liebhaber Armand von 50 Jahren allerdings wie eine Göttin der Jugend aus.

Das Merkwürdigste an ihr ist eben ihr Aussehen. Ich sah Aline und Fanchon von der funfzigjährigen Bethmann, ihre Bewegungen waren so anmuthig und jugendlich, daß sie jede Täuschung hervorzauberte, aber der unförmliche Hals und was auf ihm saß, zerstörten Alles wiederum.

Ich könnte noch andere lebende Beispiele aufzählen, aber es könnte sich eine Leserin dieses Albums darunter befinden.

Die Mars ist nun aber auf der Bühne noch ganz jung. Taille, Haare, Zähne, Augen! Alles noch in so schönem Zustande und nach 60jähriger Dienstzeit! Wer in das théatre français tritt und

die Mars erkennen will, darf nur die Schönste mit den Augen suchen.

Hier findet man die Anecdote glaublich, daß ein Sohn der Ninon sich aus Liebe zu seiner 70jährigen Mutter erschießen konnte.

Was nun das Spiel der Mars betrifft, so läßt es in französischer Sprache keinen Tadel zu. Nur sie weiß Molières vortreffliche Verse zu sprechen; sie ist der Inbegriff des Höchsten in der Feinheit, Eleganz und Tournüre, sie besitzt das vortrefflichste Minenspiel u. s. w. u. s. w.

Jeder Mensch, der sich mit unermüdlichem Fleiße darauf legt, Ein und Dasselbe sein ganzes Leben hindurch zu thun, erlangt darin eine ungeheure Fertigkeit. Den Beweis liefern: indianische Jongleurs, italiänische Sänger, französische Geiger und Flötenbläser, englische Mechaniker, deutsche Philosophen. Wer aber hievon abschweift, wie die in Deutschland so beliebten Universalgenies, wer von Allem etwas wissen und verstehen will, wird es nie in einer Sache zur höchsten Vollendung bringen.

Mamsell Mars spielt nun seit 40 und einigen Jahren Komödie. Sie wählte sich geschickt genug das Fach der Weltdamen, der Naivität nach der Mode, der Anmuth der Theezirkel. Die Ue-

bung ging ihr nie aus. Sie war im Leben, was sie auf der Bühne war. Sie bewegte sich stets in der großen und feinsten Gesellschaft, wie konnte das Publicum des théatre français sie da wohl in Verlegenheit setzen? Sie war gewöhnt, Huldigungen und Liebeserklärungen der ersten Männer ihrer Zeit zu empfangen, wie konnte sie eine Bühnentravestie dieser Art je verwirren? Wie sie sich benahm in Gesellschaft, so wollte es das Uebereinkommen, daß jeder sich benehme, und wie durfte der Gesetzgeberin es demnach einfallen, daß sie sich vielleicht nicht richtig benehmen könnte?

Mamsell Mars spielt entweder in ihrem Hause immer Komödie, oder sie ist auf der Bühne wahr und natürlich. Beides ist einerlei, denn sie ist nirgend eine Andere, sie trägt dieselben Kleider, sie spricht in der edelsten Sprache, sie bewegt sich mit der größten Zierlichkeit. Es ist die höchste Vollendung in der Darstellung der feinsten Pariser Sitten, und so weit diese sich von der Natur entfernen, so weit entfernt sich auch das Spiel der Mamsell Mars davon.

Ein Bauermädchen von Louise Minard, mit einer Natürlichkeit dargestellt, wovon man bei uns keinen Begriff hat, zog mich mehr an. In Deutschland wage ich dies Urtheil auszusprechen, in Pa-

ris würde ich den Ruf der gröbsten Geschmacklosigkeit mir dadurch gewinnen; obgleich viele meiner Freunde die Minard entzückend finden und sich im Molière ennüyiren, so wagt's dennoch Keiner zu sagen.

Das théatre français ist das treue Bild der guten alten Zeit. Was auf den Bretern vorgeht und wie es vorgeht zeigt es deutlich, mit wenigen Ausnahmen. Aber auch das Publicum hat noch ganz den Zuschnitt derselben. Die alten Herren mit den gepuderten Köpfen und den kleinen Zöpfchen daran, die sich die Stücke im Stillen hersagen können, welche auf der Scene abgespielt werden, und die eine selige Vergangenheit sich zurückträumen. Je älter der Schauspieler, desto besser, sagen sie. Spielt einmal Baptiste ainé, dieser 80jährige Histrione, den ich in seinem Häuschen an der Batignole hustend mit seiner alten Bonne Theetrinken sah, die Schlafhaube auf und in einer langen Cattunweste, und den ich nur mit einer Anwandelung von Mitleid betrachtete, so jauchzt dem Anhänger du bon vieux temps das Herz auf und er feiert bei lebendigem Leibe sein Auferstehungsfest.

Aber diese Herren sterben doch mit der Zeit aus — die Mars wird bald nicht mehr seyn —

und auch die Autorität des théatre français wird mit den andern Autoritäten schlafen gehen und der Volksrefrain wird sich wiederholen:

le théatre français est mort,
Miron ton ton ton mirontaine,
le théatre français est mort
Est mort et enterré! . . .

Académie royale de musique.

Auf einem Platze, der sich von der rue pelletier nach der rue grange batellière erstreckt, wurde dieses ungeheure Theater mit vieler Pracht erbaut, nachdem das Opernhaus der rue de richelieu, weil Berry unter seinen Hallen ermordet wurde, abgebrochen, und an dieser Stelle eine Sühnungskapelle zu bauen angefangen worden war.

In der That machte die nahe Nachbarschaft der Bibliothek und ihrer kostbaren Sammlungen in dem alten, weitläuftigen Palais des Cardinals Mazarin, schon längst eine Verlegung der großen Oper aus dieser Nähe wünschenswerth. Der Haupteingang nach der rue pelletier zeigt weder Säulen noch sonstigen architectonischen Schmuck. Viele große Glasthüren unter einem breiten Vordache, um das Publicum vor dem Wetter zu schützen, führen in eine weite, ebenfalls schmucklose Halle, wo mehrere Kassen zu den verschiede-

nen Plätzen sind. Das Publicum dieser Plätze ist, wie es bei allen Pariser Theatern gewöhnlich, schon in der Halle, durch eigends dazu errichtete Barrieren abgesondert, welche weggenommen werden, sobald der Andrang vorüber ist. So rückt denn Alles der Reihe nach, wenn auch etwas langsam, doch mit der größten Ordnung zum Ziele.

Trotz seiner Einfachheit macht das Gebäude, seiner bedeutenden Größe und der prächtig decorirten Fenster des großen Foyers wegen, einen imposanten Eindruck. Die unnütze Verschwendung bei Theatern, kostbares Material zu verwenden und Bildhauermeisterstücke anzubringen, findet hier nicht Statt. Alles deutet hier darauf hin, daß diese Räume einer künstlerischen Täuschung bei dem Zauber einer zweckmäßigen Beleuchtung gewidmet sind.

An der Decke des Saales, die mit Allegorien und Arabesken gemalt ist, schwebt der ungeheure Gazelustre, und an den Bogen sind Armleuchter, worauf dem Anscheine nach Wachskerzen brennen. Auffallend erscheint es, wenn auf der Bühne Nacht ist, und die Flammen des Lustre's matter werden, auch diese Wachskerzen wie durch einen Zauberschlag verlöschen, und nun erst wird man

inne, daß es nur kerzengleich lackirte Röhren sind, aus denen ebenfalls Gas brennt.

Die Bogenbrüstungen zeigen Arabesken auf mattrothem Grunde. Das Ganze trägt den Karacter der Pracht, und die Beleuchtung ist wie die der Sonne. Man erkennt seine Freunde auf den fernsten Plätzen, und hat das Vergnügen, die Farben und Stoffe der reitzendsten Toiletten, die Züge der schönsten und lieblichsten Gesichter, in den Zwischenacten zu mustern.

In diesem Theater befindet man sich wie in einer vornehmen Gesellschaft. Umgeben von Allem, was Luxus und Geschmack auszeichnet, und welchen Platz man inne haben mag, man befindet sich bequem. Dies trägt viel zu dem starken Besuche des Theaters bei.

Man denke sich hingegen so manches Theater in Deutschland. Z. B. das Münchner, wobei so viel verschwendet wurde? Wer findet sich in diesem weiten, finstern, von Marmor und Bronce, und Säulen und Bildwerk überladenen, dumpfen Raume nicht beängstigt? Ist es erforderlich, daß ein Theater diese finstre, strenge Pracht zeige, noch dazu, wenn es nicht blos der ernsten Muse, sondern dem gemischtesten Unwesen unsers dramatischen Babels gewidmet ist, oder wäre es nicht

wünschenswerther, für Eleganz und Bequemlichkeit mit Geschmack zu sorgen, als den Schauspielern den lächerlichen Stolz zu nähren, sie ständen höher, wenn sie ihre oft so schlechten Späße unter einem griechischen Porticus machen?

Vor 15 bis 20 Jahren gehörte das Spectakel der großen Oper zu den langweiligsten von Paris. Die Ballets waren ermüdend, und man hatte fast nur immer Gluck und Gretry, die trotz ihrer Klassizität der jungen Welt nicht mehr recht munden wollten. Das Institut, welches enorme Summen erfordert, erhielt die Königlichen Zuschüsse und die Abgaben, welche die andern Theater dem Ungeheuer: große Oper genannt, zu entrichten hatten.

Seit Auber's Stummen von Portici hat jedoch die Sache eine andere Wendung genommen und florirt gerade in diesem Augenblicke über die Maßen. Der jetzige Director ist ein junger, hübscher Mann, Véron mit Namen, und ein Doctor der Medicin. Auf den ersten Blick sieht man es ihm an, daß er Wein, Weiber und Gesang liebe, und das gab ihm wohl die Anwartschaft zur Führung der Oper. Was er sonst davon versteht, wird von Unterrichteten sehr in Zweifel gezogen.

Früher stand er einem in seiner Art eben so

prächtigen Unternehmen, der révue de Paris vor, und präsidirte zugleich bei den Schriftstellerdiners, welche die Redaction allwöchentlich im Rocher de Cancale zu geben pflegte. Da macht man denn freilich leicht Bekanntschaften.

Allgemein wird die Verleihung der Académie royale, unter Bedingungen, wie sie bei Véron statt fanden, als eine große Begünstigung angesehen. Es ist bekannt, zu welchen Debatten in der Kammer dies im vorigen Winter die Veranlassung gab, und wie d'Argout zu Gunsten des jetzigen Directors das Wort führte.

Er nannte ihn einen einsichtsvollen Mann, der Geschmack und Talent besitze, der vom Staate eine geringere Unterstützung erhalte, als alle frühern Administrationen, (er erhält nur 5500 Franken an jedem Abende) und der die Oper, dieses großartige Institut, den Stolz der Nation, und die Zierde der Stadt, zu einem Zustande der Blüthe und des Gedeihens in diesen so kunstfeindlich bewegten Zeiten erhoben habe.

Ich mag die Discussion hierüber nicht verlängern, und enthalte mich jeder Entscheidung in diesem Zwiespalt der Meinungen. Der Wahrheit gemäß berichte ich, daß Herr Doctor Véron ungeheure Einnahmen macht, und beim Ausbruch

der Cholera, seinen Anspruch an die von dem Staate den Theatern bewilligte Unterstützung von 60,000 Franken freiwillig aufgab.

Was die innere Machinirung des Theaters betrifft, so glaube ich, daß sie die vollendetste ist, die man sehen kann. Der gewöhnliche Coulissen-Schlendrian, über dessen Abschaffung von unsern Theoretikern schon so Vieles geschrieben worden ist, was unsere lieben Praktiker nie zu berücksichtigen beliebten, ist hier fast ganz abgeschafft. Man sieht freie Gegenden als Panorama ausgespannt, ein Gebäude mit durchbrochenen Aussichten darin, worin die Handlung vorgeht, und Alles im Nu geschaffen. Aus Versenkungen, Soffiten und von den Seiten steigen, fallen und schieben sich die einzelnen Stücke heraus, und fügen sich zum Ganzen.

Cicéri's Zauberpinsel malt nicht mit den grellen Farben der gewöhnlichen Decorateure — es sind mit einem Worte nicht schöne D e c o r a t i o n e n, die er zeigt, sondern Täuschungen, die er uns im höchsten Grade zu bereiten weiß. Die scenischen Anordnungen sind ebenfalls so neu als überraschend. Hier sind es nicht Statistenabtheilungen, die in militärischer Haltung an uns vorübermarschiren, oder Rüpel, die in schlottriger Nichtig-

keit sich vor dem Publikum breit machen dürfen. Alles das ist verbannt, was bei den meisten deutschen Bühnen immer noch den guten Geschmack beleidigt, und wovon der größere und zugleich gebildetere Theil der Theaterbesucher gähnend sich wegwendet. Man will nicht begreifen, daß nun endlich dieser uninteressante Kram genug gesehen worden ist, und doch am Ende nur für die roheste Schaulust erfunden worden war. Aber es ist freilich bequemer im ausgefahrenen Geleise, und wenn die alten Räder knarren, so weiß man sie mit Oel zu schmieren.

Man wundere sich dann doch aber ja nicht über laue Theilnahme oder gar Mangel derselben am Theater.

Unter den Künstlern steht Adolph Nourrit, erster Tenor, oben an. Sein Vater hat sich vom Theater zurückgezogen und ist Juwelier geworden. Adolph ist der Liebling der Pariser. Im Masaniello zeigte er schon das Ideal eines Revolutionärs, und wurde deshalb von seinen Mitbürgern hochgeschätzt, da er aber nun in den drei Tagen wirklich mitfocht, und dann die Parisienne vortrefflich vortrug, ist er der erste Künstler aller Theater Frankreichs, wie Latour d'Auvergne einst sein erster Grenadier war.

Die Politik und die damit verknüpften Staatsinteressen werden hier nun einmal vom Leben und von der Kunst nicht geschieden. Dies war bei den Griechen, bei den Italiänern des Mittelalters, und auch bei unsern Künstlern jener Zeit der Fall. Das nüchterne Streben nach dem Idealen, das Nachahmen des Antiken, des Südlichen, des Persischen u. s. w., das Herbeiziehen alles Fremdartigen zeugte für innere Leere, und bezeichnet eine unselbstständige Zeit unter fremdem Drucke, die wir nunmehr wohl ganz hinter uns haben. Von Adolph Nourrit heißt es: er singt wie Rubini und spielt wie Talma. Die Pariser lieben Rubini sehr; wo er erscheint, wird er mit dem feurigsten Beifalle überschüttet, da er einmal im théatre français in einem Konzerte eines Zwischenactes auftrat, wurde er wie ein hochgeehrter Gast begrüßt, die ersten einheimischen Künstler begrüßten ihn vor Aller Augen, gleich als ob die Scene Molières, Racines und Voltaires, durch das Auftreten des Buffo, des Italiäners, des Fremden, geehrt wurde. Wie wird nun Nourrit schon durch die Gleichstellung mit Rubini erhöht, er muß aber noch etwas voraus haben, er spielt nehmlich wie Talma. Die Erscheinung Nourrits ist nicht bestechend. Er ist dick und seine Beine und Füße

sind nicht vom schönsten Ebenmaaße. Sein Gesang ist ausgezeichnet, die Stimme verbindet Weichheit und Kraft in einem bewundernswerthen Grade. Sein Spiel ist sehr leidenschaftlich und würde ein ängstliches Hofbühnchenpublicum Deutschlands leicht in Schreck und Angst versetzen. Neben ihm ist es Madame Cinti-Damoreau, die als erste Sängerin glänzt. Von ihr ist wenig zu sagen, was man nicht schon von anderen guten ersten Sängerinnen gesagt hätte.

Von beiden muß lobend bemerkt werden, daß sie fast immer gesund sind, und die vorherangekündigten Opern eine eben solche Wahrheit wie die Charte sind. Ich glaube, daß Herr Doctor medicinae Véron dreivierteljährige Krankheiten, Wochenbette und Entfernungen von der Bühne, sicher radical kuriren würde. Mamsell Jawurek und Dorus sind vorzügliche Sängerinnen, die letztere ist auch als Schauspielerin sehr bedeutend, wie sie in der Parthie der Alice im Robert le Diable gezeigt hat. Als Baß wird Levasseur sehr geschätzt.

Der eigentliche Nerv der ganzen Anstalt aber ist das Ballet, das in so hoher Vollendung wohl selten angetroffen wird. Man nehme sowohl die Kunst der Einzelnen, als die Gesammtleistungen des Corps.

Der Franzose ist ein geborner Tänzer, und ich habe einen jungen Burschen gesehen, wie er seine ersten Sprünge in der Stummen von Portici machte, der im eigentlichen Sinne des Worts, Degen's Problem ohne Flügel löste, und auf dem Theater herumzufliegen schien. Die jungen Bursche beim Tänzercorps sind übrigens selten, man stößt hier faßt nur auf alte, runzlige Gesichter und es ist zu verwundern, wie diese Fünfziger noch ihren Körper zu fuß haben wissen.

Den Balletmeistern ist jedoch meiner Meinung nach ein großes Feld offen, ihren Scharfsinn, sowie ihre Phantasie aufzubieten. In der Anordnung sowohl, wie in den Stellungen, im eigentlichen Tanze selbst, müssen Neuerungen eintreten. Die Hieroglyphen des horizontal gestreckten Beines, des Umdrehens auf einem Fuße, des Entrechats sind denn doch noch zu unverständlich, obgleich sie zum Ueberdrusse bereits gesehen worden.

Das Neue in dieser Kunst, wo es auftaucht, wird mit Entzücken aufgenommen, dies müßte daher die Männer, welche das Ganze zu dirigiren haben, über ihre Kunst nachzudenken zwingen, um sie mit neuen Erfindungen zu bereichern und dadurch vollkommener zu machen. Taglioni scheint hiezu nicht berufen. Der Mann besitzt nicht ein-

mal die Gabe, uns das Alte mit Manier aufzufrischen und appetitlich zu machen, wie wir dies in allen seinen Ballets genügend zu bemerken die Gelegenheit hatten.

Auch hatte er in Paris wenig Freunde. Man ärgerte sich, daß ein Italiäner der Chef der Scene der Academie royale seyn sollte und es fehlte nicht an Erbitterungen von allen Seiten.

Die Academie royale ist in diesem Augenblicke wohl eine der bedeutendsten Kunstanstalten in ihrer Art. Ungeheure Summen werden hier ausgegeben, um das vollkommenste Schauspiel zu liefern und sonderbar muß es auffallen, daß nach der ersten Aufführung des Robert le diable, welcher an 70 Proben vorausgegangen seyn sollen, dennoch alle Morgenblätter darin übereinstimmten, daß Unordnungen und Konfusionen vorgefallen seyen, die jedoch mit der ersten Aufführung eines so weitläuftigen Werkes entschuldigt werden könnten.

C'est donc partout comme chez nous!

Schicksale eines namenlosen Bühnen-dichters.

1.

Mit meiner kleinen fahrenden Habe und einem einaktigen Vaudeville, kam ich gänzlich unbekannt in Paris an.

Mein dramatisches Kindlein war von allen deutschen Bühnen zurückgewiesen worden, und ich faßte den kühnen Plan, es in's Französische zu übersetzen, um es auf einem Boulevard-Theater geben zu lassen.

Was thut ein Vater nicht für sein Kind? Ich suchte bald die Bekanntschaft einiger Auteurs zu machen. Es waren Leute ohne Gelehrsamkeit, wie man dies wohl auch in Deutschland antrifft, aber auch ohne Doctortitel, was in Deutschland zu den Seltenheiten gehört. Sie kamen mir freundlich entgegen und beehrten mich einstimmig mit den Titeln: confrère et collègue.

Das mußte ich rechtfertigen! Ich machte ernste

Anstalten, mit meinem Stückchen herauszurücken. Alle meine befreundeten Auteurs feuerten mich dazu an; Einer schien's dem Andern an bereitwilligem Eifer mir zu dienen zuvorzuthun. Jeder schlug mir seine Bühne vor; dieser meinte, jene Direction, mit welcher er zwar nicht befreundet sey, böte bedeutendere Garantie, als jede Andre; der hier hingegen versicherte, daß man auf längern Erfolg rechnen könne, wenn man es auf einem andern Theater geben ließe, weil dort ein Liebling der Pariser die Hauptrolle geben könnte.

Alle beeilten sich mit ihren beßten Rathschlägen mir zur Hand zu gehen.

Ein Agent präsentirte sich mir, der mit der Eincassirung der droits d'auteur, oder dem Antheil an den Tageseinnahmen in der Provinz, von sämmtlichen Schriftstellern beauftragt ist. Er lud mich zu sich ein, um mich von der Pünktlichkeit in seinen Geschäften zu überzeugen. Wie ich hörte, soll der Mann ein Jahreseinkommen von 20 bis 25000 Franken haben, obgleich er nur eine ganz gewöhnliche Provision für sich in Anspruch nimmt.

Ein anderer Geschäftsmann machte mir seine Aufwartung, der den Schriftstellern oftmals eine Summe in Pausch und Bogen für ihren Antheil bietet, nachdem er das Stück gelesen hat.

Alle diese Vorbereitungen schienen mir so erdrückend, so weitläuftig, so unnöthig. In Deutschland ist das Ganze so einfach, so harmlos.

Wie kann man von einem Dichter erwarten, daß er sich mit Agenten, Prozenten und Renten einlasse?

Ist das Stück aufgeführt, so erhalte er einige Monate später drei bis sechs Ducaten, das ist der Ehrensold, und damit Punktum! —

2.

Ich wandte mich mit meinem Anliegen an eine Bühne, die erst seit Kurzem unter der Administration zweier alter Herren stand, die viel guten Willen, ein Paarmal hunderttausend Franken und keine Kenntniß vom Theater besaßen.

Es war Mr. Rococo, ein ehemaliger Besitzer einer Stickereifabrik, und Mr. de la vieille Ganache, ein alter Militär mit einem Stelzfuße. Beide nahe an den Siebzigen.

Bei dergleichen Unternehmungen denkt hier kein Mensch an die Kunst, sondern man sucht sein Kapital zu den höchsten Zinsen anzulegen.

Doch war dies nicht ganz bei unsern alten Herren der Fall.

Mr. Rococo konnte man nicht jedes Gefühl ab-

sprechen und hegte er es auch nicht für die Kunst, so fühlte er doch für die Künstlerin. Es war dies eine kleine, geschickte Stickerin, Mamsell Desirée, die den alten Herrn eigentlich dazu gebracht hatte, Theaterdirector zu werden. Sie war nehmlich fest entschlossen, auf die Bühne zu gehen und er mußte sich bequemen, sie zu dirigiren, wollte er nicht seine geschickteste Handarbeiterin für immer aus seiner Fabrik verlieren.

Mit Mr. de la vieille Ganache hatte es eine andere Bewandniß. Der Mann fühlte wirklich theilweis wie ein Deutscher und stand daher dem ächtfranzösischen Prinzipe seines Co-Administrateurs schroff gegenüber.

Er hatte bei seiner Tochter, einem zwölfjährigen Dirnchen, das entschiedenste Talent für dramatische Dichtung bemerkt und sie machte, nach seiner Versicherung, Stücke, die bis auf die Liebesscenen, die man ja von einer zwölfjährigen Schriftstellerin nicht ganz vollendet erwarten durfte, fast Meisterstücke zu nennen waren. Die Liebesscenen nahm er nun über sich, weil ihm dabei viel zu Gebote stand und somit gedachte er den Meisterstücken den Schlußstein einzufügen, die er als Director ohne Umstände den Parisern vorsezzen durfte, wie er meinte.

Der zweite Plan, den er als Director in Ausführung zu bringen strebte, wurde ihm von inniger Freundschaft vorgezeichnet. Als er noch in seiner Jugend in Besançon in Garnison lag, machte es einem jungen Offizier seines Regiments Freude, Trauerspiele zu dichten. Eines dieser Stücke, Cato betitelt, das er seinen Kameraden vorlas, war in der regelrechtesten Manier der französischen Tragödie gedichtet und Corneille's Name fehlte nur auf dem Titel, um Frankreich in einen Freudenrausch zu versetzen.

Stets war unserm alten Herrn de la vieille Ganache die Vortrefflichkeit des Stücks im Gedächtnisse geblieben, noch immer tönte der Wohllaut der Verse in seinem Ohre wieder, nie war er seitdem von einer dramatischen Dichtung in diesem Grade ergriffen worden. Mit diesem klassisch-schweren Geschütz wollte er nun anfahren gegen die leichten Truppen des Romantism, sein alter Freund, der nunmehr capitaine en retraite war, sollte das Bürschchen Victor Hugo zu Paaren treiben und da ihm Mars die Lorbeere des Kriegers stets versagt hatte, doch mindestens den Kranz Melpomenens im Auge behalten. Dies waren seine großen Vorsätze und unbekümmert um die Ephemeren der Tagesliteratur und ihrer Markthelfer, überließ er die

kleinliche Last und Plage seinem Confrater, um der Erreichung seiner Lieblingsideen mit allen Kräften und auf allen Wegen rüstig entgegenzustreben.

3.

Ich ward den beiden Herren durch ihren Generalsecretaire, einen höflichen, jungen Mann vorgestellt. Er sagte ihnen, ich wäre ein Deutscher, und habe folglich den fatalistisch-fantastischen genre ganz in meiner Gewalt; ich wüßte mit dem destin, „que les allemands nomment le Faust," sehr gut umzuspringen, man könne sich von mir etwas versprechen; auch hätte ich die Journale für mich, weil ich als deutscher Schriftsteller gewiß von der Censur gehudelt worden wäre, und mithin dadurch schon auf Compassion Anspruch zu machen hätte, wenn ich nicht als Romantiker des vollsten Lobes im Voraus gewiß wäre.

Dieses leuchtete den beiden Vorständen ein, wenn es auch mit Mr. de la vieille Ganache's Ansichten nicht übereinstimmte. Dieser hatte aber sogleich einen kühnen Plan mit mir, wie sich aus dem weitern Verlauf dieser wahren Begebenheit zeigen wird.

Man war gerade so höflich mit mir, als nöthig war, um nicht grob zu scheinen, nahm mir

mein Manuscript aus den Händen, der Generalsekretär schrieb eine Nummer darauf und bat mich, in acht Tagen um Antwort wiederzukommen.

„Sie erhalten drei Prozent jeder Einnahme der Vorstellungen, von denen ihr Vaudeville einen Theil ausmacht,“ sagte Mr. Rococo beim Abschiede und sie haben uns dagegen bei der Annahme ihres Stücks zwei Abschriften in Folio und sämmtliche Rollen einzuhändigen. Ich entschuldigte mich noch wegen der Germanismen, die bei meiner Uebersetzung mituntergelaufen seyn könnten, aber der Generalsekretär meinte, das würde mein Collaborateur mit leichter Mühe ausmerzen, und ich möchte ihn morgen in seinem Büreau besuchen, wo er mich mit einem Mann bekannt machen wolle, der sich für mich ganz zum Collaborateur schickte.

Ich nahm unter tausend Versicherungen steter Freundschaft von ihm Abschied, die von ihm kalt hingenommen und stets mit dem höflichen: „Mais, Monsieur, est-ce que Vous me connaissez donc?“ unterbrochen wurden. Auf der Straße gelang es mir, mich im Gewühle des Boulevards zu isoliren und ich dachte an das Geschäft, worein ich verwickelt war.

Mein kleines Vaudeville hatte mit einem Male so viele Menschen in Anspruch genommen und

mich mit ihnen in die engste Berührung gebracht. Es wurde Alles sich darauf Beziehende von den Leuten mit einem Eifer betrieben, als wenn das Wohl des Theaters davon abhinge, und wie sonderbar mich das ergriff, wird man leicht erklärlich finden, da ich in Deutschland nicht im Stande gewesen war, auch nur die kleinste Aufmerksamkeit auf meine Arbeit hinzulenken.

Sollte denn wirklich das Gedeihen der Bühne von den Dichtern zuerst ausgehen? und ist die französische oder deutsche Art mit ihnen umzugehen, die Richtige? Ich wage hier nicht zu entscheiden.

4.

Am andern Tage zur festgesetzten Stunde, war ich im Theaterbüreau und fand meinen Mann beim Generalsekretär mich bereits erwartend.

Er war Kaufmann gewesen und hatte nunmehr seine Kapitalien „dans les grands affaires," wie er einen Kanalbau nannte, der nicht vorwärts ging und ihn zwang, andere Wege zu seiner Existenz zu suchen.

Er hatte die Bekanntschaft eines Deutschen gemacht, der Schulden halber in St. Pélagie saß und dieser übersetzte einige Stücke von Kotzebue, die er korrigirte und durch Scribe's und Anderer Ein-

fluß auf die Bühne brachte. So war er zum dramatischen Dichter geworden und da „le chevreuil de Mr. de Kosbou,“ ihm in sechs Wochen über 10000 Franken eingetragen hatte, so war ihm dies schmeichelhafteste Ermunterung in seinen dramatischen Versuchen fortzufahren. Aus diesem Grunde hatte er eine leichterklärliche Vorliebe für die Deutschen und ihn wählte grade der feine Generalsekretär zu meinem Mitarbeiter.

„Das Theater ist hier eine Rente,“ sagte Mr. Blin, „und wir Andern, wir haben den Grundsatz, leben und leben lassen. Ich will mich gern der Korrektur ihres Stückes unterziehen und zugleich Alles ausmerzen, was vielleicht dem französischen Geschmacke anstößig seyn könnte, ohne jedoch ihrer Originalität zu schaden und das Fremdartige zu verwischen, was man hier so liebt. Aber vor allen Dingen muß Ihr Stück angenommen seyn, und dazu ist mein Einfluß zu gering, wir müssen den régisseur général als Mitarbeiter annehmen, damit er seinen Antheil von den Benefizien ziehe. Er wird übrigens an unserm Werke nicht das Geringste ändern, dafür stehe ich Ihnen, und daß er seinen Namen mit den Unsrigen nennen läßt, wenn das Publikum es verlangen sollte, das nehme ich auf mich. Sie werden ihm

dann einige freundliche Worte sagen und Alles ist abgethan.“

„Und ich werde gewiß nicht unterlassen, was in meinen Kräften ist“ — setzte der Generalsekretär hinzu. „Und was in seinen Kräften ist, will viel sagen,“ fiel ihm Mr. Blin in's Wort. „Die Autoren kommen nur der Reihe nach heran, wie sie ihre Werke eingereicht haben. Einem Jeden ist ein gewisser Zeitraum für die Aufführung seines Stückes gesetzt. Trifft es sich nun, daß der Beifall nicht so anhält, um durch wiederholte Aufführungen jenen Zeitraum ausfüllen zu lassen, so tritt ein Interregnum ein, dessen Ausfüllung lediglich von dem Generalsekretaire abhängt. Denn nicht das angenommene Stück des nächstfolgenden Autors kommt an die Reihe, sondern irgend Eines, das unser Freund hier in Vorschlag bringt. Deshalb ist er uns sehr nützlich, um früher zum Ziele zu gelangen, und es ist billig, ihm dafür stillschweigend einen gleichen Autorantheil zu gönnen, wenn auch sein Name nicht dabei genannt wird.“

Ich gab, stumm mich verbeugend, meine Einwilligung. Nun war mir des höflichen Mannes: „mais est-ce que vous me connaissez donc?“ erst klar geworden, und ich verließ meine neuen Freun-

de, ohne weitere Freundschaftsversicherungen, da uns ja das Geschäft schon zu innig verbunden hatte.

Auf dem Heimwege mühete ich mich ab, drei Prozent in vier gleiche Theile zu sondern, da ich aber stets ein schlechter Rechner war, so mußte ich diese Versuche einstellen, ohne ein facit herauszubringen.

5.

Ich hatte von diesem Augenblicke an meinen freien Eintritt zu allen Plätzen und auf die Bühne.

„Vous êtes de la maison et vous n'avez qu'à vous nommer au controle,“ dies sagte mir Mr. Rococo. Ich benutzte diese Erlaubniß, und stieg besonders Abends hinter den Coulissen umher. Das Merkwürdigste waren mir die kurzen Mäntelchen, welche die Schauspielerinnen um die entblößten Schultern werfen, sobald sie von der Scene abgegangen sind.

Mit diesen Mäntelchen wird ein großer Luxus getrieben, und ich sah Eines von schwarzem Sammet mit duvet de cygne gefüttert, welches die weiße Schminke der Huldin um ein Bedeutendes hervorhob.

Sobald das Stichwort die Schöne auf die

Scene ruft, wirft sie ihren Mantel ab, dann nimmt ihn ein Herr in Empfang, der dafür stehen muß, und daher die Dame zu diesem Zwecke den ganzen Abend begleitet. Leute, die nicht davon unterrichtet sind, könnten bei diesen Begleitern sich ganz andere Dinge denken. Es ist aber nicht der Fall.

Die Sitte mit den Mäntelchen ist allerliebst, und ich dächte, man könnte sie in Deutschland ohne Mühe in Aufnahme bringen.

In den Zwischenacten lernte ich „le malin Figaro, le spirituel Corsaire, und l'espiègle Entr' acte" kennen. Es waren die jungen Redacteurs oder Besoldete jener Journale, denen die Pflicht obliegt, über dieses Theater zu referiren. Dergleichen hat jedes dieser kleinen Journale für eine jede Bühne. Die großen politischen Blätter begnügen sich damit, dann und wann dem, was ihnen der Generalsekretär einsendet, einen kleinen Platz zu gönnen. Auch ward ich den ersten Künstlern, so wie dem Regisseur-général vorgestellt, dieser, der schon von seiner Mitautorschaft gehört hatte, war zuvorkommend und freundlich. Alsdann sah ich noch einen Régisseur und später noch einen; der 4te Régisseur endlich stellte sich mir selbst als solcher vor.

Es war dies ein kleiner Bursche von ungefähr 17 Jahren, ohne Bart und in Pantoffeln, der vor einigen Wochen sein Debût machen wollte, aber von der Probe fortgeschickt worden war. Da er aus eigenen Mitteln nothdürftig zu leben hatte und das Theater, der Frauenzimmer wegen, sehr liebte, so wurde er als 4ter Regisseur angestellt. Sein Geschäft bestand darin, zu klingeln wenn der Act anging und die Tagesordonnanzen zu schreiben, welches ihn dem Régisseur général unentbehrlich machte, der „leider mit der Feder nicht umzugehen wußte."

Die Leute waren übrigens alle recht höflich mit mir, und nach beendigtem Theater mußte ich mit einigen von ihnen in ein Café gehen pour me rafraichir.

6.

An dem Tage, da mein Vaudeville gelesen wurde, wo ich zugegen war, ereignete sich der erste Sturm. Einer meiner beßten Freunde, der Dichter Léon, drang mit Ungestüm in die Versammlung und unterbrach sie.

Er ist ein dicker, junger Mann, den die vornehmsten restaurants zu den Ihrigen zählen.

Er trug an dem Tage mehrere Westen, ein

soulard des Indes um das Kinn, einen Biberrock mit einem Chinchilla-Kragen, und darüber einen weiten grünen Mantel von Seidenzeuch, mit rothem Unterfutter. Dies war sein gewöhnliches Kostüm bei den Proben, da das Theater voll Zugwind war. Er ließ unten das 12te Tableau seines neuesten Melodrams probiren, als er hörte, das Vaudeville eines Fremden werde gelesen, um aller Wahrscheinlichkeit nach seinem Melodram in der Reihenfolge den Rang abzulaufen. Er sprach lange und leise mit den Administratoren und mit dem Régisseur général und schrie endlich, indem er fortlaufen wollte: „je retire don ma pièce.“ Man hielt ihn auf und schien ihm neue Vorschläge zu machen. Die Unterhandlung fing an laut zu werden, und ich merkte, daß vom Retiriren des Stückes nicht mehr die Rede war. Nun handelte es sich um die Ausstattung desselben. Er bestand auf 7000 Franken, eine Summe, die er mit dem Maschinisten, dem Maler und dem Costümier bereits auf's Genaueste berechnet hatte, und die Administration wollte nur 5000 Franken bewilligen. Die Debatten nahmen kein Ende. Der Dichter Léon sah nach der Uhr. Die Stunde rief ihn in ein anderes Theater, um der Probe eines Stükkes beizuwohnen, bei dem er mit gearbeitet hatte.

„Also bis morgen!“ rief er leicht hingeworfen, „einstweilen bleiben die Proben suspendirt, bis ich ihren Entschluß weiß.“

Und zu mir wandte er sich lachend mit den höflichsten Entschuldigungen, die Lesung meines Vaudevilles, von dem er schon so viel Gutes gehört, und auf dessen Aufführung Alles gespannt sey, unverschuldet unterbrochen zu haben.

Und wirklich war es für heute aus mit dem Lesen. Die Stunde rief die Herren und Damen hinunter auf die Bühne und ich folgte: „étant de la maison,“ um Zeuge eines für mich eben so neuen als überraschenden Auftritts zu seyn.

7.

Ein junger Dichter hatte ein Vaudeville eingereicht, und nachdem es angenommen, und der Tag zur Aufführung anberaumt worden war, forderte er, daß seine Gattin in der Hauptrolle ihren ersten theatralischen Versuch machen sollte. Vergebens stellte man ihm das Misliche der Sache vor. War das Vaudeville gut, so konnte das ungeschickte Spiel der Debütantin Alles verderben; misfiel das Vaudeville, so war es um die Debütantin zugleich geschehen. Umsonst waren alle diese Vorstellungen gewesen. Die kleine Frau

hatte sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, mit ihrem Manne die Luftfahrt zu wagen, und war nicht davon abzubringen.

Diese Probe sollte jetzt stattfinden.

Mr. Théophile, das Orchesterhaupt, stand mit der Geige da, der Souffleur befand sich in der Gestalt eines Siegers neben seinem Kasten, den er mit dem linken Fuße trat, indem er das Manuscript dicht vor den Augen hielt, und der Dichter und seine Gattin trippelten auf und ab, die darstellenden Künstler erwartend.

Endlich kam Alles an; der Dichter küßte seine Frau und lief fort, um sich in eine Loge zu placiren mit den Worten: „du courage, mamie!“ Sie schlug ein Schnippchen und lachte.

Dies Selbstvertrauen gefiel mir und ich lächelte der jungen Novize recht gemüthlich zu, die mich drob befremdet anglotzte. Die Probe nahm ihren Anfang; der Régisseur général setzt sich mit sehr ernster Amtsmine in's Proscenium.

Das Dichterweibchen trat auf. Aber welch ein Spiel war das! Die Schritte abgemessen wie beim Contretanz, die Bewegungen im Uebermaaße und unpassend, die Declamation unerträglich monoton, und endlich der Gesang! . . . . den schlechtesten

Vaudevillegesang an Disharmonie und Tactlosigkeit übertreffend.

So ging es bis in die Hälfte des Stücks fort. Eine Stimme aus dem finstern Auditorium rief: Bravo! und zwei Hände klatschten dazu.. Beides gehörte dem Dichter und Gatten an.

Der Régisseur verließ auf einen Augenblick seinen Platz, um alsbald an der Seite des Herrn Rococo wieder zurückzukehren.

Sie traten in die Mitte der Bühne und unterbrachen die Probe, sodann eröffnete Mr. Rococo der jungen Frau, daß sie zwar sehr viel Talent zeige, auch himmlisch singe, aber denn doch noch so manches ablegen müsse, um die schwer zu befriedigenden Pariser gänzlich für sich einzunehmen. Er zweifle übrigens nicht daran, daß es ihrem Fleiße gelingen würde, für die Folge. . . .

Weiter ließ die Dame Mr. Rococo nicht sprechen. „Ich werde also nicht spielen?" fragte sie, indem die Nase spitz wurde und die Lippen zu beben anfingen.

„Für dieses Mal nicht," sagte kalt der Régisseur général, hinter den sich Mr. Rococo zurückgezogen hatte.

„Jules! Jules!" schrie die Dame in den finstern Raum hinab, ihrem Manne zu.

Aber Jules stand schon hinter ihr, sie mit sanften Worten beschwichtigend und sie einmal über's Andere „ma bonne amie“ nennend.

„Nichts da!“ schrie indeß ma bonne amie, „Du nimmst Dein Stück zurück; oder wirst Du zugeben, daß eine Mamsell Claire oder Hortense die Rolle, die Du für mich geschrieben, verhunze? Spiele ich etwa schlechter als Mamsell Claire oder Hortense, daß sie von einer Bühne mich zurückweisen, wo jene Damen alle Abende ihre schlechten Künste dem Publicum vormachen dürfen?“

Ein lautes Gelächter erschallte von links und rechts, wo Claire und Hortense von ihren Manteltrågern begleitet in den Coulissen saßen.

Die junge Frau wurde durch dieses Gelächter zur ausgelassensten Wuth gesteigert; sie zeigte eine Leidenschaftlichkeit, deren nur eine Französin fähig ist. Sie knirschte mit den Zähnen, daß es mir durch Leib und Seele ging und stampfte dabei mit den Füßen. Der Shawl war ihr von der einen Schulter gefallen und schleppte ihr wie ein Königsmantel nach, der Hut war ihr vom Kopfe in den Nacken gerutscht und die Fäuste hob sie geballt in die Höhe.

„Siehst Du denn nicht die feine Intrigue, Ju-

les, oder willst Du sie nicht sehen? Spricht das Gefühl des Herrn Régisseur-général für Claire und das Deinige etwa für Hortense?"

Hier sprangen von beiden Seiten die genannten Damen herbei, sie waren dies ihren Mantelträgern und ihrer Ehre schuldig.

Es entspann sich ein ziemlich heftiger, doch sehr kurzer Wortwechsel, da Krämpfe ihm bald ein Ende machten.

Ein herbeigerufener Fiaker führte den Dichter und seine kranke Frau zu ihrer Wohnung und das Vaudeville wurde für den Augenblick dem Theater entzogen. Ich rieb mir vergnügt die Hände und dachte: „so etwas kann Dir nicht passiren, denn Dein Stückchen ist längstens in 14 Tagen und bis dahin hast Du noch keine Frau."

8.

Am andern Tage ging die Lesung ohne Unterbrechung von Statten. Herr Léon war zum fünften Collaborateur angenommen und von allen Seiten wünschte man mir Glück dazu. Es schien einem Jeden billig, daß er — da die Aufführung seines Stückes durch meines verzögert wurde — auch einen Antheil an meinem Benefize habe, um für den Zeitverlust gedeckt zu seyn.

Nun war mir's mit einem Male klar, was ich in Deutschland nie begreifen konnte, wie fünf Autoren solch ein kleines Vaudeville zusammen verfertigten, da alle Collaborateurs bei dem Lesen zugegen waren und Alle Stimmen von großem Gewichte hatten, so konnten die einstimmigsten Lobpreisungen nicht fehlen. Nach der Lectüre bat mich Mr. de la vieille Ganache auf sein Zimmer, um mir eine vertraute Mittheilung zu machen.

Ich mußte vor allen Dingen viel Lob hinnehmen über die Vortrefflichkeit meiner Arbeit und das kostbare Phlegma des Deutschen, dem einzig und allein solche Vollendung zu Gebote stand.

Ich bedankte mich für das zweideutige Kompliment mit süßlich sauerer Miene.

„Nun," sagte er endlich, „da ich Sie zu kennen glaube, will ich mich Ihnen ganz anvertrauen. Fürchten Sie nichts, ich bin ein alter Edelmann, und wenn ich Sie in mein Geheimniß ziehe, so rechne ich darauf, daß Sie mich und meine Verbündeten nie verrathen werden."

Ich rückte weit weg von ihm. Mir fielen Carlisten und Conspirationen ein und ich wollte damit nichts zu thun haben. Mein alter Freund merkte nichts von meiner innern Bewegung und fuhr also fort:

„Einige von unsern Künstlern, mir seit lange ergeben, haben ganz im Stillen das jüngste Stück meiner Tochter einstudirt, welches sich auf das neue Gesetz der Ehescheidung bezieht und eine streng moralische Tendenz hat. Ich bin überzeugt, daß es das Publicum electrisiren wird, wenn dieses den Verfasser kennt. An dem Abende also, wo Ihr neues Vaudeville angekündigt seyn wird, werde ich einen kleinen unruhigen Auftritt im Theater veranlassen. Vertraute Freunde, auf die ich mich verlassen kann, werden ein anderes Stück verlangen, man wird toben und schreien. Dann werde ich erscheinen und sagen, daß wir stets bereitwillig sind den Wünschendes Publicums nachzukommen, und glücklicherweise ein neues Stück zur Aufführung bereit haben, das für das angekündigte Vaudeville gegeben werden soll. Eine einzige Zimmerdecoration ist dazu nöthig und die Aufführung wird ohne große Vorbereitung Statt finden können. Das überraschte Publicum verlangt dann den Namen des Autors, ich selbst werde meine Tochter nennen und der glücklichste Vater seyn, durch Sie seyn, mein Herr, der übrigens nichts dabei verlieren soll, denn andern Tages wird ihr Vaudeville als spectacle demandé angekündigt.“

Mir stand der Verstand still und die Worte fehlten mir. Meinen alten Freund entzückte das und er umarmte mich mit Thränen in den Augen. „Ergötzen Sie sich an dem Anblicke einer glücklichen Familie, Sie sind dessen werth!" schrie er, packte mich beim Arme und führte mich geradesweges nach seiner Wohnung, wo mich seine alte Frau und die junge Dichterin der Ehescheidung, ein blasses Kind mit langer, gebogener Nase und großen, schwarzen Augen, die etwas schielten, in der Salle à manger, am gedeckten Tische erwarteten.

9.

Ich lag am andern Tage noch im Bette, mit geschlossenen Augen, doch ohne zu schlafen, und suchte mir die Scene vom ersten Aufführungsabende meines Vaudevilles auszumalen.

Das zahlreich versammelte Publicum, die neugierigen Pariser, die gekommen waren, mein Vaudeville zu sehen; der vortretende und entschuldigende Director, der durch seine List Lorbeern und Alles seinem Töchterchen zuwandte und mir und meinen vier unschuldigen Mitarbeitern stahl. Das Geschrei, das Toben: „la pièce!" das Pfeifen, die Polizei, die Sergents de ville, eine Emeute,

Arretirungen! ach, ich wußte nicht, hatte ich mir die Ehre dieser Auftritte zuzuschreiben? . . . . . .

In meinen Träumen vertieft, hörte ich ziemlich stark klopfen und ein großer, stattlicher Mann in feiner Kleidung trat mit wichtiger Miene ein und rieb sich die fleischigen, großen Hände so stark, als ob es Funken geben sollte.

„Mein Herr, ich werde Ihnen bereits bekannt seyn" . . .

Ich verneinte.

„Ich bin der chef des claqueurs und komme, um mit Ihnen die nöthige Rücksprache wegen der bevorstehenden Aufführung ihres Vaudevilles zu nehmen, denn sobald ein Stück probirt wird, setze ich mich sogleich mit dem Verfasser in Rapport, zumal wenn er ein Neuling ist."

Die Wichtigkeit des Mannes war mir längst bekannt, unter tausend Entschuldigungen schlüpfte ich in den Schlafrock und huschte zum Kamin, wohin ich ihn höflichst einlud, indem ich einen Stuhl zurecht rückte.

„Haben Sie die Güte mir zu sagen," fing er an, „auf wie viel Billets de faveur sie rechnen können, mit und ohne droits und wie viel sie davon für ihre Freunde gebrauchen, die Andern bin ich dann so frei für meine Leute in Anspruch zu

nehmen, um Ihnen besser dienen zu können. Denn, sie bei der ersten Vorstellung verkaufen zu lassen, dazu rathe ich Ihnen nicht, da es das neue Stück nicht sehr empfehlen würde, die Billete bedeutend unter dem Preise ausbieten zu sehen.

Alles was der Mann mir sagte, war mir völlig unverständlich. Ich gab ihm das unumwunden zu verstehen.

„Wie, mein Herr?" rief er überrascht, „Sie haben darüber noch nichts mit der Direction abgemacht, und die Aufführung ihres Stückes ist schon so nahe? Ja, wenn die Herren einen Neuling vor sich haben, so rupfen sie ihn tüchtig. Und der Generalsekretär, der, wie ich höre, sich ihren Freund nennt — oh! welch ein Freund ist das! Sie sind sehr schlecht bedient worden, mein Herr, doch gleichviel, das ist nicht meines Amtes. Vier Mitarbeiter haben sich Ihnen aufgedrungen — aber mein Herr! das ist einviehend!*) Doch lassen wir das nun bei Seite. Für die Folge werden Sie weiser seyn. Aber von den Freibilleten dürfen Sie nicht abgehen, die müssen Sie ihnen geben, c'est de rigueur! und zwar ohne droits, ganz ohne droits."

*) embêtant! ein unvergleichliches Wort.

Ich fragte was er darunter verstehe. Er sagte es mir mit wenig Worten. Die Direction gebe nehmlich Freibillete aus, die jedoch eine kleine Abgabe an der Controlle zu entrichten haben; welches mit andern Worten hieße: sie verkaufe Billete bedeutend unter dem Preise. Mit einem solchen Freibillete aber, wofür der Inhaber noch etwas zahlen müsse und sey es auch noch so wenig, sey ihm und seinen Leuten aber nicht gedient. „Die Logen und gesperrten Sitze, die Ihnen die Direction geben wird, mögen Sie immerhin ihren Freunden überlassen" —

Ich unterbrach ihn mit der Versicherung, daß ich wenig Freunde in Paris habe, und diese gewiß ihr Billet gern bezahlen würden.

Aber Mr. le chef des claqueurs nahm mit ernster Mine wieder das Wort:

„Mein Herr, Sie kennen ihre Freunde in Paris eben so wenig wie ihre Feinde. Ja, ihre ärgsten Feinde sind ihre Mitarbeiter, der Régisseur général und Mr. Léon, der Dichter, dessen Melodrama um ihrentwillen zurückgeschoben wurde.

Ich fragte erstaunt, woher er das wisse.

„Aus dem eigenen Munde jener Herren," erwiderte er. „Ich will Ihnen nicht die Galle erhitzen, daher erlassen Sie mir, Ihnen die Aus-

drücke hier zu wiederholen, deren sie sich bedienten. Aber die Proben ihres Stückes schreiten demungeachtet vorwärts und der Tag der Aufführung ist nicht mehr fern. Darum hören Sie meine Forderung, denn die Direction ist zu knauserig und erbärmlich, als daß ich mich um einiger extraordinairen Vergünstigungen an sie wenden sollte. Die Logen und gesperrten Sitze behalten Sie nur, daran mache ich keinen Anspruch, aber zwanzig Parterrebillete habe ich noch nöthig, ich will meinen Phalanx in die Mitte des Parterres stellen, das wird wirken; es sind dies conditionirte Leute, die in den Zwischenacten gern hinausgehen mögen. Das dürfen meine Streifcorps, die ich ohne Billet selbst bei der Controlle vorbeiführe, nicht, und Sie werden mir gestehen, daß es drückend ist, selbst bei den dringendsten Bedürfnissen nicht hinausgehen zu dürfen." —

„Das ist ja grausam!" rief ich erstaunt aus, „und warum das?"

„Es ist Gesindel," sagte der Chef, „das seine Contremarken verkaufen würde. Ich kann diese Maaßregel der Direction nicht ganz misbilligen, denn ich selbst mag für dies Volk nicht stehen. Sie finden sich beim Theater ein, kurz vor dem Anfange und ich kenne sie selbst nicht einmal. Um

diese Truppe nun im Zaume zu halten, brauche ich meinen Phalanx in der Mitte. Denn mein loses Gesindel klatscht überall und so unmäßig, daß es die Opposition weckt, und den Fall eines Stükkes herbeiführen kann. Das Klatschen allein ist nicht genug. Man muß wissen, wo und wie es anzuwenden. Das versteht die Elite, die sich ihrer Billets bedienen soll. Auf den Flügeln des Amphitheaters postire ich Ihnen zu jeder Seite ein zwanzig bis dreißig junger Bursche, feurig und mit guten Kehlen, die in den Zwischenacten den Scandal unterhalten sollen, um eine lebhafte Stimmung beim Publicum zu erregen; denn das wollen die Pariser. Mit diesen Hilfsquellen kann es Ihnen nicht fehlen, dessen seyn Sie überzeugt. Sie sollen von mir gut bedient werden, mein Herr!"

Ich dankte ihm ganz erstaunt über Alles, was ich hörte. Ehe er fortging mußte ich mir die Zahl der Billete notiren, die er bei der ersten Vorstellung von mir zu erhalten, zur unerläßlichsten Bedingung seines mir verheißenen Diensteifers machte. Ich war fest entschlossen, ihm das Verlangte zu bewilligen, selbst wenn ich die Billete bezahlen müßte, da mir hievon allein das Gelingen meines ersten Debüts abzuhängen schien.

10.

Ich hatte mich um die Proben meines Vaudevilles nicht mehr bekümmert, als mich eines Tages der Generalsekretär mit der Frage überraschte, ob ich denn nicht einmal der General-Probe beiwohnen wollte?

Um 10 Uhr stand ich auf dem Theater, wenig beachtet von den Künstlern aller Art, die hin und herliefen, um das große Werk bereiten zu helfen, das am andern Tage Paris entzücken sollte.

Die ganze Bühne war voll von Decorationsstücken, Mobilien, Gruppen von beschäftigten und unbeschäftigten Menschen. Zwischendurch machten sich die Darsteller Bahn und ihre Stimmen vernehmlich, und Alles übertönte der ordnende Baß des **régisseur général.**

Ein hageres Männchen in schlichter Weste, eine Brille auf der Nase und einen alten persischen Turban auf dem Kopfe, das ich schon längst beobachtet hatte, wie es so emsig Notizen in sein Taschenbuch niederschrieb, näherte sich mir und sprach mit einer feinen Stimme, indem es die Hand, zum militairischen Gruße an den Turban legte.

„Ich bin Mr. Néron, der Costümier des Theaters, da ich wenig Haare habe, so setze ich auf, was mir gerade unter die Hände kommt." — Er meinte den Turban.

„Bei den Generalproben lerne ich das Stück kennen und weiß dann, was ich meinen Leuten anziehen muß. Verlassen Sie sich auf mich, in diesem Falle werde ich meine ganze Aufmerksamkeit anstrengen. Ich werde mehr thun, als meine Pflicht erheischt und Ihnen als Künstler zur Seite stehen."

Er verließ mich. Ein anderer Mann in einem braunen, schäbigen Rocke, mit rothem, aufgedunsenem Gesichte und eben solchem Backenbarte näherte sich: „Ich bin Hector, der Chef der Maschinisten dieses Theaters," sprach er in rauhem Basse, „Sie geben mir zwar wenig Gelegenheit, mich in ihrem Stücke zu zeigen, aber Sie sollen mit meinen Diensten zufrieden seyn. Ich werde Ihnen die Decoration zusammen stellen, daß das Publicum glauben soll, Neues zu sehen. Künstler müssen sich vertragen und der Einheimische muß dem Fremden hilfreich entgegen kommen. Das ist meine Philosophie!"

Ich dankte ihm verbindlichst.

Ein langer, hagerer, stotternder Älter trat jetzt

auf mich zu und fragte mit höflicher Verbeugung: „Sie sind ein Deutscher, mein Herr?"

— Ich bejahete. —

„Oh, ich wußte längst, daß die Deutschen den Franzosen in Nichts nachstehen. Nicht wahr? Sie haben in ihrer Hauptstadt auch ein Theater?"

— Ich seufzte laut auf, da ich an unsere Hauptstadt dachte.

„Ich weiß das Alles. Sie geben dort Stücke von einem gewissen Schillère und dem célèbre Monsieur Goët. Es soll ganz artig seyn! Seyn Sie überzeugt, man wird Sie hier gut bedienen. Ich kenne Néron und Hector, das sind Künstler wie ich, und wir werden uns als solche aufführen. Wir lieben ein wenig die Ehre! Besonders ich — seit meiner frühesten Jugend wollte ich Künstler werden und ich ruhete nicht, bis ich zum Theater kam. Nun bin ich dreißig Jahre dabei. Sie können daraus abnehmen, wie ich mein Geschäft kenne. Hier auf dem Bogen habe ich mir Alle Requisiten notirt und wenn auch jetzt noch nicht Alles da ist, so wird morgen gewiß nichts fehlen. Ich bin nehmlich Mr. Minos, mit Besorgung der Accessoirs beauftragt. Hier neben an ist mein Bureau. Er wendete sich zum Weggehen, doch plötzlich nahm er den Faden seiner Rede wieder auf.

„Sehen Sie dort den dicken, jovialen Jungen? Es ist Queue-de-Chat, unser Coëffeur, er wendet sich mit keiner Anrede an Sie, darum ist es recht, wenn Sie ihm das erste Wort gönnen. Er ist gegen alles Neue eingenommen, und daher nicht sehr freundlich für Sie gestimmt, doch einige Worte von Ihnen können das leichtlich ausgleichen.“ — Kaum hatte er geendet, als ich mich von einem Haufen schmutziger Kerle umringt sah, deren Einer sich mir auf drei Schritte näherte und mir mit zierlicher Verbeugung einen mächtigen Blumenstraus überreichte, aus dem eine Pomeranze hervorragte. Es waren die Maschinisten, die mir nach herkömmlicher Weise ihre Huldigung darbrachten.

Ich war verlegen, wo ich das Bouquet lassen sollte, da kicherten einige Tänzerinnen, die seitwärts saßen, mich schelmisch aus, die niedliche Mamsell Desirée an der Spitze.

Schnell war ich entschlossen, ich zerstückelte den Straus in kleine Sträuschen und überreichte einer jeden Dame eines davon. Mamsell Desirée erhielt die Pomeranze.

Alsbald klopfte mich eine schwere Hand auf die Schulter. Es war Mr. Rococo, dem diese seiner Favoritin erzeigte Aufmerksamkeit nicht behagen

mochte. „Dort ist der libraire du théatre,“ sagte er ziemlich barsch, „mit dem Sie noch immer nicht gesprochen haben.“ Ich war höchlich überrascht, daß Mr. Rococo mir solch einen Vorwurf machte; was hatte ich mit dem libraire du théatre zu schaffen?

Der Mann selbst belehrte mich bald eines Bessern.

„Mir steht es zu, während der Zwischenacte die Abendjournale und die Gesänge der Stücke ausrufen zu lassen und zu verkaufen. Ich will mich deshalb mit Ihnen einigen. Welchen Preis setzen Sie auf die Gesänge Ihres Vaudevilles?“

Ich wußte nicht, was ich fordern sollte. In Deutschland ist das ein Accidenzchen für die Theaterverwaltung oder den Kassier, und Niemand denkt dabei an den Dichter.

„Schon gut,“ sagte der Mann, „ich werde Ihnen eine Indemnität bieten, womit Sie und Ihre Herren Mitarbeiter zufrieden seyn sollen. Einstweilen besorge ich den Druck.“

Somit verließ er mich. —

Unter diesen Gesprächen war das Ende der Probe herbeigekommen, von der ich nichts gehört hatte, und ein lautes Bravo tönte mir in die Ohren. Die Herren und Damen überschütteten

mich mit Lobsprüchen und Artigkeiten. Aus dem Orchester kletterten die Musiker auf's Theater, um mir Glück zu wünschen.

„Ça fera courir tout Paris! — c'est du neuf! — C'est bien curieux!“ schallte von allen Seiten mir in die Ohren.

Der Souffleur umarmte mich, und wie ich gleichsam im Triumphe zur Thüre hinausgeschoben wurde, präsentirten sich mir zum zweitenmale, die Hüte schwenkend, sämmtliche Maschinisten, denen ich für ihr Bouquet ein Hundert-Sousstück hinwarf.

11.

Wie der erste Tagesschimmer durch meine Vorhänge fiel, sprang ich von meinem Lager auf. Ein schwerer Nebel lag drückend auf den Dächern und ließ Alles in verwischten Umrissen erblicken.

Die Gegenstände verschwammen mit dem Nebel und ein ferner Kirchthurm sah einem Gebirge, die an der Ecke sitzende Milchhökerin einem Misthaufen nicht unähnlich. Endlich schwankte aus dem trüben Schleier ein unförmliches Schattenbild hervor. Dicker Bauch, flatternder Mantel, Stelzfuß, Krücke aufgehoben . . . . . eine verzweifelt phantastische Gestalt . . . . ein Archiva-

rius Lindhorst von seinem flatternden Schlafrock getragen . . . . und doch kein Anderer, als mein Director, Monsieur de la vieille Ganache. Die aufgehobene Krücke galt nur als Zeichen für ein dahinrollendes Kabriolet, anzuhalten und den Pilgrim im flatternden Mantel aufzunehmen.

„Was der Mann nicht Alles zu thun hat, an dem Tage einer ersten Aufführung!" sagte ich zu mir selbst. „Aber auch ich will nicht zurückbleiben. Mir geht ja die Sache nicht minder an."

Die beßten Kleider wurden angelegt; es war ja heut mein Ehren- und Festtag, und die Brust voll Hoffnung, das Auge muthig auf alle Gegenstände hin- und herwerfend, stieg ich den Boulevard hinab, bis endlich an der Ecke der Straße des heiligen Fiakers ich unter dreißig Zetteln hervorlas:

Mäusekönig und Nußknacker,
fantastisches Vaudeville in 1 Act.

Die Namen der Autoren nannte der Zettel noch nicht, die mußten erst von dem Publicum verlangt werden.

Ich trat in's Theaterbüreau, wo bereits der Generalsekretär, der Generalregisseur und die Dichter Blin und Léon, sämmtlich meine Mitarbeiter,

versammelt waren. Sie schienen angelegentlich über einen Gegenstand zu sprechen, und ließen mich unberücksichtigt am Fenster stehen.

„Ah, sieh da!“ fing endlich mein specieller Freund, der Generalsekretär an, „Sie wissen noch nicht, worüber wir hier discutiren? Ob das neue Vaudeville heute Abend aufgeführt wird oder nicht?“

Ich erstarrte. —

„Der Minister hat den Director so eben durch ein Handbillet vor sich bescheiden lassen.“

„Nun? und muß denn das eben des Vaudevilles wegen seyn?“ —

„Natürlicherweise! wir sind sehr gespannt auf die Zurückkunft des Mr. de la vieille Ganache.“

„Es muß unter jeder Bedingung gegeben werden,“ rief Blin.

„Das wäre schön, wenn sich der Minister um die Vaudevilles kümmern wollte,“ schrie Léon.

„Man könnte es ihm ja vorlegen und er würde sich bei Lesung überzeugen,“ sagte gemäßigt der Generalsekretär.

„Das wäre eine Censur!“ schrien die Andern wüthend durch einander. „Wäre das die Frucht der drei Tage?“

„Das bedeutete also deine aufgehobene Krücke,

Nebelgestalt des alten Directors," sagte ich schwermüthig zu mir selbst, und blickte wie ein Mensch, dem sein ganzes Glück zertrümmert zu Füßen liegt, mit starren Augen auf den Boden.

Da wurde die Thür aufgerissen und schweißtriefend stolperte der Director herein.

12.

„Ihr müßt wissen, meine Herren," hub er an, „daß ich und der Minister intime Freunde in der Jugend waren. Wir sind aus derselben Stadt, und fischten und jagten zusammen, und trennten uns erst als wir in Staatsdienste traten. Daher versah ich mich denn eines freundlichen Empfangs und begab mich, so wie ich hier bin, auf diese Einladung" — hier zeigte er das Billet vor — „in das Hotel des Ministers. Ich wurde sogleich vorgelassen, und obgleich es seit den drei Tagen nicht mehr üblich ist, so nannte ich den Minister Monseigneur und Excellence. Das nahm er sichtbar freundlich auf. Er sagte: Ei Monsieur, Sie haben da ein Vaudeville angekündigt, das der Moral eine arge Schlappe anhängt. Ich kann nicht zugeben, daß der Scandal gespielt werde. — Ich entgegnete: Monseigneur, werden sich noch meiner aus Ihrer Jugend erinnern; wir

sind aus derselben Stadt; Wälder und Seen giebt's viele in unserer Heimath, und gleich beim Eintreten bemerkte ich, daß Ew. Excellenz noch immer eine große Vorliebe dafür haben. — Hiebei zeigte ich auf vier Kastanienbäume und einen kleinen Springbrunnen im Hofe unten, und hoffte durch die Erinnerung an Jugend und Heimath ihn günstig für mich zu stimmen. — Schon recht, erwiderte der Minister, indem er zum Fenster trat und gleichgiltig in den Hof hinabsah, aber das Vaudeville kann nicht aufgeführt werden. — Monseigneur können die Versicherung hinnehmen, daß es im strengsten Sinne des Wortes moralisch zu nennen ist. — Ich habe mir darüber referiren lassen, der Nußknacker strebt seinem Vetter, dem Mäusekönig, nach der Krone. Dieser, ein großer Freund der Jagd . . . . doch wozu diese Weitläuftigkeiten? Können Sie es läugnen, daß der Leichnam eines Frauenzimmers auf dem Theater geschändet wird, und ist dergleichen wohl je, selbst in dem atrocesten Melodrama vorgekommen? — Nicht der Leichnam, Monseigneur, die Dame ist lebendig, und die Dichter haben es so hinzustellen gewußt, daß der moralische Zweck in die Augen springt. — Unglaublich! Auf jeden Fall müßte das Stück früher eingereicht worden seyn, um

Anstößiges auszumerzen. Jetzt ist es dazu zu spät und die Aufführung kann unter keiner Bedingung gestattet werden." — „Und ich versichre Ew. Excellenz, daß die Aufführung unter jeder Bedingung Statt finden wird." —

Bravo! unterbrachen hier Alle den Director. — „Seyn Sie versichert," setzte der Minister fest hinzu, „daß alle Maasregeln getroffen sind, um die Aufführung zu verhindern." — „Es wird Alles fruchtlos seyn, Ew. Excellenz werden eine Emeute auf den Boulevards herbeiführen, die von Bedeutung werden kann." — „Immerhin, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Ihr Vaudeville wird nicht gegeben, Monsieur le Directeur!" — „Und ich setze meines dagegen, ich lasse es spielen Mr. le Ministre! — Mit diesen Worten verließ ich das Zimmer, und nun bin ich hier, um mich mit Ihnen zu berathen, was in dieser Sache zu thun ist."

Willkühr! Gewalt! Gekränkte Rechte! so schrieen Alle in größter Erbitterung.

„Spielen wir?" fragte der Director.

„Wir spielen!" rief Alles.

In diesem Augenblicke traten viele Leute herein, die sich erkundigten, ob es denn wahr wäre, daß das neue Vaudeville verboten worden sey, und

als dies bejaht wurde, nahmen sie hastig Logen aus Furcht, daß andere Leute, die nach ihnen kämen, sie ihnen wegnehmen würden. Die vielen Fragen und Forderungen, die dies verursachte, zwangen uns in das Kabinet der Administration unsern Rückzug zu nehmen.

Der chef des claqueurs wurde nun herbeigeholt.

„Das ganze Parterre ist heut zu Ihrer Disposition," sagte ihm der Director, „nicht ein einziges Billet wird verkauft, und hier haben Sie 400 zur Vertheilung an ihre Leute. Eine einzige Bedingung wird dabei gemacht. Sämmtliche 400 müssen sich so schnell als möglich vor dem Hause einfinden, und wenn es erforderlich wird, die Thür des Theaters mit Gewalt öffnen. Der Concierge erhält den Befehl, die Klammern und Angeln der Thür loszuschrauben, damit bei dem choc das Haus nicht leide und keine große Kraft angewendet werden darf. Dann eilen sie stürmend in den Saal und breiten sich sogleich im ganzen Parterre aus, damit Niemand mehr Platz findet, der nach ihren Leuten hineindringen wollte. Ist das Ministerium tollkühn genug, Gewalt zu brauchen, so ist der Boulevard und der jetzige Zeitpunkt schlecht zu einem solchen Spaße gewählt,

und die Verantwortlichkeit wird schwerer seyn, als die Herren sie sich denken mögen."

Allgemein war man mit diesen Maaßregeln zufrieden. Nur ich verwünschte im Stillen mein Vaudeville, das ganz unschuldiger Art, da es ja ursprünglich für Deutschland gedichtet worden war, zu solchem Argwohne die Veranlassung gegeben hatte. Ich zerbrach mir den Kopf, wer wohl diesen Verdacht beim Ministerium erregt haben mochte, und bemerkte lange nicht Léon's hämische Schadenfreude, dessen Melodram mein Mäusekönig zurückgedrängt hatte, bis der aufrichtige chef des claqueurs, mein Freund, mich durch deutliche Winke darauf aufmerksam machte.

Wir waren Alle noch beisammen bis auf meinen eben genannten Freund. Dieser hatte unten einen formidabeln Janhagel zusammengefegt, den Kehricht der Boulevards, nicht ein einziges honorichtes Menschenkind, mit einem Rocke, der ordentlich über die Hüften reichte, und kein Kopf, den ein Hut bedeckte.

Mit Gesichtern voll Munterkeit und Mäulern, die nach Scandal wässerten, die Hände reibend, herumspringend und lose Streiche und Kurzweil treibend, füllten sie den Platz vor dem Theater, von spähender Polizei umschlichen, so sorglos

als könnte in der nächsten Viertelstunde nicht schon ihr Blut fließen, um einen Bettel wie die Aufführung meines Mäusekönigs und Nußknackers. Und wofür? für ein Freibillet! . . . . . .

Endlich wurden die Thüren von innen geöffnet, der Haufe hielt pfeifend und hohnlachend seinen Einzug, und ein commissaire de police trat zu uns mit der Meldung ein, nach reiflicher Erwägung habe das Gouvernement die Aufführung des Vaudeville gestattet.

Und der Minister hatte doch sein Ehrenwort gegeben, oder Mr. de la vieille Ganache war ein Lügner! . . . . .

13.

Ich kann über die erste Aufführung des Vaudeville nicht viel mehr berichten, als daß sie mit obligatem Pfeifen von einem Ende zum Andern begleitet wurde. Auch sprach das Publicum an passenden Stellen bedeutend mit und so lustig die Sache auch für jeden Unbetheiligten seyn mochte, mich ergriff sie schmerzhaft. Ich, der ich noch nie die Ehre gehabt hatte, sich aufgeführt zu sehen, sah sich nun mit einem Male ausgepfiffen und verhöhnt. Die Journale werden über dich herfallen, dachte ich mir, und die Bahn des dramatischen

Schriftstellers ist für immer für Dich geschlossen!

Bei diesen Betrachtungen fielen mir die freundlichen Gesichter der Directoren auf, die mir Glück zu wünschen schienen.

Mr. de la vieille Ganache, welchen der stürmische Abend von seinem Projecte mit dem Stücke seines Töchterchens abgebracht hatte, sagte: „dies sey ein succès complet de scandale und so viel werth wie jeder Andre, selbst für die Kasse.“

Nach Beendigung des Stücks verlangte man die Namen der Schriftsteller und man nannte alle 5, doch vergebens! Denn der ungeheure Lärm gestattete nicht, daß sie verstanden wurden. Dafür aber war andern Tages auf dem Aufschlagezettel zu lesen:

„Le roi des souris et casse-noisette, bétise par M. M. Blin, Léon, Eugène, Victor et Auguste.“

Das Wort Vaudeville war in das bezeichnendere „bétise“ verwandelt und die Namen der Autoren hinzugefügt worden.

Mir, als dem eigentlichen Gastgeber, ward, wie man sieht, der Platz am untern Ende der Tafel eingeräumt; das ist nicht mehr als üblich, den Gästen die Ehrenplätze.

Die Journale hatten einstimmig über das neue Stück geurtheilt: „c'est une horreur, mais enfin il

faut la voir!“ und da konnte es denn auch nicht fehlen, daß die Pariser gehorchten, um das horrible Ding in Augenschein zu nehmen.

Das Haus war beim Zweitenmale so gedrängt voll, als wenn les Polonais von Franconi zu sehen wären. Die Directoren und meine Wenigkeit waren sehr übereinstimmend zur Freude gestimmt.

„Haben wir's nicht vorausgesagt?“ sagte Mr. Rococo, „dummes Zeug und ein Verbot der Regierung, mehr braucht es nicht, um unsern Weitzen blühen zu lassen. Das Ding erlebt über hundert Vorstellungen.“

Hier erhob das Publicum ein fürchterlich Geschrei, mit Pfeifen, Stampfen und Singen untermischt.

Der Director sah nach der Uhr.

„Warum geht's denn nicht an?“ fragte er überrascht. „Es ist längst Zeit.“

Der vierte Régisseur klingelte. Aber bald kam die Nachricht, daß Mamsell Hortense sich in einem Zustande von défaillance befinde, der ihr Auftreten ganz unmöglich mache.

Der Director wurde bleich. Ich sah ihn ängstlich an.

„Das ist der Einfluß von Mr. Léon,“ sagte er leise. „Die Dame ist seine Geliebte, sie ist er-

bittert, daß sein Melodrama zurückgelegt wurde, worin sie eine ausgezeichnet schöne Rolle hat. Die heutige Einnahme, von deren Belauf sie gewiß schon in Kenntniß gesetzt worden ist, läßt sie nicht zweifeln, daß der Mäusekönig viele Vorstellungen erleben wird und nun — von Liebe und Haß durchdrungen, von Wuth beherrscht, fällt sie in Ohnmacht, in Krämpfe, in was weiß ich! und wir werden genöthigt seyn, an der Kasse den Leuten Contremarken zu geben."

„Was? eine solche Einnahme in Rauch aufgehen zu lassen?" rief der Generalsekretär, „nimmermehr! sie muß spielen und sollte sie vom wüthenden Pöbel auf die Bühne geschleppt werden."

„Ruhig! Ruhig!" sagte besänftigend de la vieille Ganache. „Sie wissen nun, Mr. Léon, was ich mit Ihnen Gutes im Sinne habe;" es bezog sich auf die nahe Aufführung seines Melodrams und die bewilligten 7000 Franken zu dessen Ausstattung; „gehen Sie jetzt hinauf in die Loge der Mamsell Hortense und zeigen Sie uns, was Sie über sie vermögen. Bringen Sie sie herunter und es wird Alles gut gehen, denn das Publicum ist so eben wieder in der freudigsten Stimmung."

In der That sangen die Zuschauer die Marseillaise im Chore und das Orchester accompagnirte.

Dies hatte eine Weile gedauert, als Mamsell Hortense, bleich und mit noch zuckenden Gesichtsmuskeln, auf der Bühne erschien. Sie sprach nichts und winkte mit der Hand, wenn man sie nach ihrem Befinden fragte.

„Mein Gott!" sagte ich ängstlich, „wie ist es möglich, daß diese Person spiele?"

„Lassen Sie's nur gut seyn," sagte der Generalsekretär, „sie spielt, ich kenne das."

Der Vorhang rollte in die Höhe und die bétise sollte vor sich gehen. Aber, o Himmel! Hatte sich denn die ganze Hölle verschworen?

Mr. Isidore, der die ersten Worte zu sprechen hatte und an den bis jetzt nicht gedacht worden war, da der Zustand der Primadonna Aller Sorge in Anspruch nahm, taumelte auf die Bühne und lallte unverständliches Zeug. Ein Diner hatte ihn in eine unwillkommene Begeisterung versetzt und er war fast nicht im Stande sich aufrecht zu erhalten.

Unaufhörliches Pfeifen und Schimpfen begleitete seinen Auftritt und dauerte noch lange nach seinem Abgange fort. Unterdessen war Hortense von der andern Seite aufgetreten, das erbitterte Publicum pfiff fort, die Schauspielerin glaubte,

das solle ihr gelten, sie besann sich keinen Augenblick und fiel leblos zur Erde.

Ein Geschrey des Entsetzens erschallte von allen Plätzen.

„Au rideau!“ tönte es dazwischen und der Vorhang fiel.

Einige Polizeicommissärs erschienen sogleich auf der Bühne und verlangten, da das Toben der Menge in Raserei ausartete, man solle sogleich die Vorstellung für den andern Tag ankündigen und den Leuten das Geld zurückgeben. Aber das war tauben Ohren gepredigt! Eher giebt der Wolf das Lamm, das er zwischen den Zähnen hat, dem Schäfer zurück, ehe Rococo und vieille Ganache einen Sous der Einnahme und sollte Alles darüber in Trümmer gehen.

Salze und Essenzen wurden über Hortense gegossen; Isidore wurde mit Kaffee vollgeschwemmt; das Theater glich einer Apotheke, und nicht lange dauerte es, so war Isidore, den der Schreck ausgenüchtert hatte, vollkommen im Stande zu erscheinen und Hortense, die von dem Mißverständnisse unterrichtet worden war, schien auch in so weit wieder hergestellt, ihre Rolle mit halber Stimme zu Ende zu führen.

In demselben Augenblicke sprang Léon herbei,

der mittlerweile seine Freunde im Saale gesprochen hatte und ertheilte die Zusicherung, Hortense könne sich auf eine gerechte Reparation gefaßt machen.

So wurde denn der Vorhang zum Zweitenmale geöffnet.

Man empfing Isidore mit Lärmen. Einige pfiffen, andere geboten Ruhe und kein Mensch verstand ein Wort von der Exposition. Da trat Hortense auf und ein Klatschen ertönte, von dem ich bis dahin noch keinen Begriff gehabt hatte. Auch wirkte der Lärm und das Ergreifende der Scene so sehr auf die schwachen Nerven der Dame, daß sie sich an eine Stuhllehne halten mußte und ich in Todesangst glaubte, sie würde wieder umfallen.

Aber sie erstarkte an dem Gefühle ihres Werthes und dem Gedanken an der ungemessenen Liebe des Publicums; das Toben hörte auf und das Stück ging seinen Gang.

Das Pfeifen legte sich jedoch erst lange, als der Vorhang gesunken war; demungeachtet war das Stück am andern Tage wieder und so zwei Monate oder 61 Tage hintereinander und dann im dritten Monate in Zwischenräumen.

Die drei Procente wurden mir jederzeit richtig berechnet und bezahlt und meine 4 Mitarbeiter theilten ehrlich mit mir.

— Und geht es denn bei allen Theatern in Paris so zu? höre ich fragen. Nicht bei Allen trifft Alles so zu, wie ich es hier erzählt habe, aber die Coulissen sind ein Reich der Intriguen und Revolten, der Anmaßungen und Prellereien. Wer ruhig leben will, bleibe ihnen fern. —

Ein deutsches Schauspiel in Paris.

Einige deutsche Blätter haben aus französischen die Nachricht von einem deutschen Theater aufgenommen, welches diesen Sommer in Paris unter meiner Leitung Statt finden sollte. — Bey meiner Rückkehr in's Vaterland habe ich über dieses Unternehmen so manche Stimme vernommen, die es mir wahrscheinlich macht, daß ein öffentliches Besprechen dieses Gegenstandes nicht ganz ohne Interesse erscheinen werde. —

Der Zustand der Theater in Paris ist in diesem Augenblicke nicht um ein Haar besser, als der so allgemein beklagte in Deutschland. — Einige Berichterstatter theilen uns wohl von Zeit zu Zeit die Menge der neuen gegebenen Stücke mit; andere verkünden uns die großen Einkünfte der französischen Dichter und wir staunen über Beides, und wähnen, daß die transrhenanischen Bühnen blühen und gedeihen. Wenn wir aber an Ort und Stelle uns darüber unterrichten wollen, so wer-

den wir sehen, daß die große Menge neuer gegebenen Stücke zur Befriedigung einer ungeheuern schaulustigen, nach Neuem stets lüsternen Volksmenge herbeygeschafft werden muß, und daß auf den verschiedenen Bühnen Wiens, der einzigen deutschen Stadt, welche sich in dieser Hinsicht mit Paris vergleichen läßt, im Verhältnisse eben so viele Neuigkeiten erscheinen, und daß ferner die großen Renten eines Scribe nächst der Fruchtbarkeit auch noch der gesicherten und festen Stellung eines französischen Theater-Dichters ihren Ursprung verdanken. Auch selbst der Vorwurf, als seyen die deutschen Dichter an Erfindung ärmer, als die Franzosen, trifft nicht zu; denn es könnte nachgewiesen werden, daß der Troß der Drama-Fabrikanten eben so viel von den Deutschen entlehne, als wir von ihnen; nur mit dem Unterschiede, daß sie selten übersetzen, da die Franzosen zu sehr in ihrer eigenen Küche vernarrt sind, um fremdschmeckende Saucen sich anrichten zu lassen. Unsere Stücke werden daher verschnitten, gewürzt, eingekocht oder verdünnt, und prangen dann mit ganz fremdartigen Namen und Titeln auf den Zetteln. Bey einiger Kenntniß unserer Theater-Literatur aber wird es nicht schwer seyn, von Ziegler und Kotzebue an, bis zu Müllner und Raupach

alte Bekannte auf der französischen Scene anzutreffen und Partheyenwuth und die Stricknadeln, Raphaele, Müller und sein Kind und die Schuld erschüttern melodramatisch die Bewohner der fernen Boulevards. —

Von den Uebersetzungen der Meisterwerke unserer Literatur kann hier nicht die Rede seyn, da sie fast wie bei uns keinen Einfluß auf das bestehende Theater üben. —

Diesem Mangel an wahrhaft großen und originellen Dichtern ist die Ursache des Verfalls der Bühnen in Frankreich, wie überall, zuzuschreiben; und die sechs Theater von Bedeutung,*) die im Laufe des vorigen Winters zu Grunde gingen, wurden lediglich aus Mangel an guten neuen Werken dahin gebracht.

Da nach dem 3ten Abende, an welchem, ohne eine wichtige Ursache anzugeben, nicht gespielt wird, die Kraft des Privilegiums erlischt, so kann man leicht begreifen, daß von den Interessenten Alles darangesetzt wird, schnell einen neuen Impressario zu erhaschen und so heißt es denn eigentlich:

Le directeur est mort; vive le directeur!

---

*) Porte St. Martin, opéra comique (2 mal) Nouveautés, Ambigu, Odéon, Molière.

In welchem elenden Zustande das théatre français, die erste, mit ungeheuern Vorrechten ausgestattete, Nationalbühne ihre Existenz dahinschleppt, ist nur dann glaublich, wenn man ihre Leistungen und die ewigleeren Bänke selbst gesehen hat; und ohne den glücklichen Wurf des Louis XI., wo sich politisches und poetisches Interesse begegnete und von einer wahrhaft trefflichen Darstellung getragen wurde, würde die Theaterfeindin Cholera auch hier ein reifes Opfer gefunden haben.

Wenn wir nun sahen, wie Louis XI. dem théatre français in seinen Nöthen zu Hilfe sprang, so müßen wir eben so bemerken, daß Richard d'Arlington ein Stück von großem Interesse in jetziger Zeit, dem Wiedereröffner des, unter Chérie zu Grunde gegangenen Theaters de la Porte St. Martin bedeutende Summen eintrug und ihn für viele Monate sicher stellte. — Das théatre du Vaudeville besitzt in dem Dichter Ancelot eine Stütze; das Gymnase macht Scribe ergiebig im Verein mit der Leontine Fay und noch einigen lieblichen Mädchen; die Varietés haben die Volkskomiker und müssen daher floriren; die große Oper ist durch die königliche Unterstützung gänzlich vor dem Sturze gesichert; und kommt nun noch ein Robert le Diable dazu, den von 800,000 Parisern ein Jeder

einmal wenigstens gesehen haben will, so kann der Doctor medicinae Véron, jetziger Direktor, der Cholera dreuster in's Antlitz schauen, als alle seine Collegen (ich spreche hier von Theaterunternehmern, nicht von Aerzten).

Was nun eigentlich den Mangel an guten Theaterdichtern bey uns und in Frankreich verursacht, gäbe Stoff zu einer weitläufigen Untersuchung. Es ist wohl zu allen Zeiten nicht leicht gewesen, ein wirksames Stück zu schreiben; mehr aber noch jetzt, wo die Stoffe wirklich erschöpft scheinen, und was vor 10 Jahren wohl noch starke Wirkung versprach, nun abgenützt ist. Einen festen Grund finde ich jedoch auch in der Stellung der Dichter zu den Bühnen. Wie es mit dem Verhältnisse der deutschen Bühnendichter beschaffen ist, kann als bekannt vorausgesetzt werden. Sie sind keineswegs im Stande, Talente zu wecken, und eben so wenig schon vorhandene in anhaltender Thätigkeit den Bühnen zu erhalten. — Man weiß, daß Hoftheater, die lediglich durch eines Fürsten Großmuth bestehen, um Honorare handeln und auf Honorar warten lassen. Und verdienen denn diese willkührlichen Bezahlungen den Namen der Honorare? — In Frankreich verstehen sie das Ding besser, — wie Yorik schon sagte; — dort ist Alles,

was sich auf die Verhältnisse der Schriftsteller zu den Bühnen bezieht, nach festen Grundsätzen bestimmt; und ein Jeder, der auch nur das unbedeutendste Werkchen aus einer fremden Sprache übersetzt, genießt dasselbe Recht, wie der Dichter eines unsterblichen Werkes, das mit der Literatur des Volkes fortlebt.

Dieses nun ist der Grund, daß sich Alles dem ergiebigen Nahrungsquell zuwendet, der bey dem ewigen Durste auch stets mit Neuerm versehen seyn will. — Verunglückte Spekulanten, Glücksritter, kleine Beamte, verabschiedete Offiziere, junge Leute, die noch keinen festen Lebensplan ergriffen haben, untaugliche Schauspieler, Alles verfaßt Stücke; man gesellt sich; man sucht einander die Künste abzusehen; der Eine trägt hinzu, was dem Andern eben fehlt; der besitzt etwas Musik, um ein Couplet einzurichten; jener hat die Gabe der Wortspiele, dieser kennt das Theater; jener hat Einfluß, um an die Reihe zu kommen; so werden die vaudevillistisch-melodramatischen Gesellschafts-Verträge geschlossen. Was Wunder nun, wenn diese Leute, die sich ihrem Geschäfte mit ganzer Seele hingeben, andern, wahren Dichtern den Paß verrammen und die Sache verleiden. Wer kann, wie sie, (ein Autor besteht bekanntlich aus

4 Personen) alle Interessen auf einmal wahrnehmen, und während er zu Hause ein neues Stück anlegt, oder ausfeilt, zugleich einer Probe beiwohnen, eine Direction belagern, und einige Rezensionen schreiben? Wer kann, wie sie, die kostbaren Vormittagsstunden auf den Theaterbureaux und in den Vorzimmern zubringen, stundenlang auf Audienz warten, oder mit den Regisseurs und Secretairs frühstücken, oder Theaterprinzessinnen die Cour machen? Wer kann, um seine gehörige Anzahl von Freybilleten zu haben, hundert weite Wege machen, wenn er dieses ganze Treiben nicht wie sein einziges Geschäft betrachtet und die dramatische Schriftstellerey nicht ebenso betreibt, wie der Holzhändler, der Geldwechsler, der Makler ihre Handthierungen?

Man sieht nun wohl, wer unter solchen Umständen das Feld behaupten kann, wer solches räumen muß.

Wenn bei uns der magere Boden des schriftstellerischen Erwerbes beim Theater die besten Köpfe davon zurückhält, so ist es dort die zu ergiebige Weide, und dort, wie hier, leiden die Anstalten dadurch; und dort, wie hier, trägt die größte Schuld das Publicum, das stets nach Neuem verlangt und doch nur dem Guten, Wah-

ren und Schönen seine anhaltende Gunst zuwendet.

Bey diesem ewigen Haschen nach Neuem, nach Unverbrauchtem, konnte es nicht fehlen, daß die Franzosen, deren tiefer herzuleitender Hang zur romantischen Poesie in letzterer Zeit sich so lebendig beurkundete, die Ader des Abenteuerlichen und Abergläubischen in unserer Literatur sich ergiebig zu machen strebten. Was Balzac und andere Novellisten auf Hoffmanns Bahn zu erreichen versuchten, war, wenn gleich ohne unmittelbaren Einfluß auf das Theater, doch nicht ohne Bedeutung auf die allgemeine Belebung dieses Geschmakkes, der bald, wie all dergleichen, in jenem Lande zur vollkommenen Sucht ward. Es würde zu weit führen, wollte ich alle jene Fälle aufzählen, wo sich von mir der einzige Grund des Gefallens eines faden Vaudevilles darin auffinden ließ, daß es nach einer deutschen Sage gebildet war, oder irgend einen schaurigen Aberglauben behandelte. Das glänzendste Beyspiel dieser Art mag für viele hier stehen, Robert le Diable, worin der Teufel und die Scene der todten Namen in der Klosterruine die Franzosen eben so elektrisirte, als uns einst der Spuk in Henslers Teufelsmühle. —

Das Deutsche also macht Glück in Paris; und

namentlich ist es das Fantastische, was die Franzosen so sehr lieben, das sie nachahmen, fast ohne Fantasie, das sie noch so wenig kennen, immer nur an dem Rande des tiefen Kraters herumstreichen, ohne einen recht herzhaften Satz hineinzuwagen. Dies brachte mich zuerst auf die Idee, ihnen einen Begriff von unsern schätzbaren Werken in dieser Gattung zu geben, und das Vorzüglichste derselben, Grillparzers Ahnfrau, ihnen zu übersetzen. — Sobald aber ein solches Werk seiner Sprache entkleidet ist, — und würde selbst die größte Sorgfalt darauf verwendet, und wäre der Uebersetzer auf das Vollkommenste mit dem Genius beyder Sprachen vertraut: — die neue Sprache verhüllt und entschleyert bald zu viel, bald zu wenig, — und das Französische Gewand wollte dem altböhmischen Spuke nie recht zu Gesichte stehen.

Obgleich meine Arbeit das Original wohl besser wiedergab, als Mad. Pankoucke den Erlkönig, so war ich doch nicht halb so zufrieden damit, als sie mit der ihrigen, und unterließ sie daher gänzlich. — Diese Bestrebungen waren der Gegenstand der Unterhaltnngen mit meinen Freunden geworden, die, theils Literaten, theils Künstler, zuerst den Wunsch aussprachen, in Paris eine deutsche

Bühne all ihre romantische Pracht und fantastisch-schauerliche Schöne entfalten zu sehen. Dieser Wunsch ergriff auch mich. Ich dachte von dem Augenblicke auf das Ernstlichste daran, ihn in's Leben treten zu sehen. Alle Erkundigungen, die ich sogleich einzog, deuteten auf eine große Theilnahme für ein solches Unternehmen hin. Für Schriftsteller und Künstler hatte es überdieß ein durch eine Reihe früherer Erscheinungen längst vorbereitetes Interesse.

Ich beschloß zwölf Vorstellungen zu geben, die mit Schillers Braut von Messina ihren Anfang nehmen, und dann Faust, Clavigo, Kabale und Liebe, Maria Stuart, Räuber, Ahnfrau, Isidor und Olga und ein Stück von Kotzebue den Parisern vorführen sollten.

Zu dieser Auswahl wurde ich aus theils künstlerischen, theils ökonomischen Rücksichten geleitet. Das Herbeyziehen vieler untergeordneten Künstler hatte große Schwierigkeiten, weil sie nicht als unbedeutend oder gar schlecht in dem Vereine, den ich beabsichtigte, erscheinen durften, und von guten Bühnen diese Mitglieder schwer zu haben waren, weil sie keinen Urlaub erhielten. Daher war ich auf ein kleines Personal beschränkt, wornach

ich mein Repertoir einrichten mußte. Auch hinderten mich die politischen Reibungen bei der Wahl, um meinen reinkünstlerischen Absichten nicht sogar fremde Zwecke unterlegt zu sehen. Ferner konnte ich wohl nicht anders, als den Parisern das Vortrefflichste, was unsere Bühne besitzt, die Werke von Göthe und Schiller, die ihnen zum großen Theile schon aus Uebersetzungen bekannt waren, und die sie selbst als Autoritäten gelten lassen, vorzuführen, und dann zwey Schauspiele unserer jetzt lebend reichsten dramatischen Dichter, Raupach und Grillparzer hinzuzufügen, die für Frankreich gerade im jetzigen Zeitpunkte, das Eine in literarischer, das Zweite in politischer Beziehung, noch eine besonders günstige Aufnahme gefunden hätten. Kotzebue endlich durfte nicht fehlen, wenn gleich sein größeres Verdienst, das Lustspiel, hier nicht hätte berücksichtigt werden können, und daher die Wahl unter seinen andern Stücken etwas schwierig gewesen wäre. Die Franzosen aber kennen und schätzen ihn, und würden es nicht begriffen, oder falsch gedeutet haben, ihn nicht auf unserm Repertoir zu finden.

Was ich so eben vom Lustspiele sagte, bedarf hier einer kurzen nähern Erörterung. Das gänzlich Fremdartige unsers Trauerspieles, dessen Er-

scheinung in einem Augenblicke, wo die Franzosen selbst ihre altherkömmliche Bahn in diesem idealen Kunstbereiche verlassen, und sich in eine neue noch nicht recht wieder hineingefunden haben, hätte ihm unbezweifelt im ungünstigen Falle selbst nicht die Ehre des Anstaunens vorenthalten. Mit dem Lustspiele ist es jedoch anders. Die Formen dieser Gattung sind wie die Formen ihres geselligen Tones bey den Parisern so feststehend, so in sich abgeschlossen und zugleich so originell, daß sie hier keine Neuerung erwarten und eben so wenig für möglich halten. Unser Lustspiel ist, wie unsere feinere Geselligkeit, ein Nachklang des Französischen; unsere Sprache jedoch giebt sich nicht so biegsam der Conversation hin und das in dieser Hinsicht Fremde ist eben das, was der Pariser so gern durch seine Spöttereyen geißelt, am meisten auf dem Theater.

An ein ächt deutsches Familien-Stück durfte ich nicht denken; das wäre nicht verstanden worden, selbst wenn die Zuhörer jedes Wort sich hätten übersetzen können.

Hiezu kommt noch, daß seit Talma's Tod jeder Freund der Tragödie ihren Verfall beweint; während im Lustspiel die Mars lebt und so lange sie lebt, die Pariser entzückt, und da sie nun ein-

mal überall für Autoritäten eingenommen sind, so ist sie das Vollendetste in der Rezitation der Comödie, im Anstande, im Geschmacke der Toilette. Und hätte ich unsere liebenswürdigste Deutsche nach Paris bringen dürfen, die ich nicht einmal kenne, da ich keiner zu nahe treten will, sie würde im Vergleiche mit der 60jährigen Mars den kürzern gezogen haben. So sind die Pariser! Man führe mir nicht die Vergötterung der Sontag an; die rivalisirte mit Italiänischen Sängern; aber nicht mit dem Höchsten, mit ihrem Nationalstolze, mit dem Palladium der französischem Comödie, mit der Künstlerin endlich, die einzig nur noch die Kunst besitzen soll, Molie'rsche Verse sprechen zu können.

Die italiänische Oper, die ihre Vorstellungen im Mai beendigte, und deren Saal gewöhnlich dazu bestimmt ist, im Sommer artistischen Zugvögeln sich zu öffnen, wurde auch von mir zu diesem Zwecke auserseher. Zwei Gründe bewogen mich aber, die Unterhandlungen mit der Administration dieses freundlichen Theaters aufzugeben. Das Erste waren die zu großen Kosten; das bedeutende Opernorchester, das ganz beibehalten werden mußte, und doch überflüssig war; und endlich der Mangel an obern Plätzen, die für ein

geringes Legegeld eine bedeutende Volksmenge zu fassen vermögen.

Bekanntlich sind die Plätze der ersten Theater in Paris sehr theuer und die Gewerb treibende Klasse kann nicht daran denken, sie zu besuchen. Nun aber leben in jener Hauptstadt an 80000 meiner wackern Landsleute als geschickte, ehrbare Handwerker oder deren Gehilfen. Ich war im Voraus überzeugt, daß, wenn ein solcher, durch die jahrelange Entbehrung entwöhnt, von keinem noch so lockenden Zettel in's Theater gezogen wird, sich ein eigenes Gefühl seiner bemächtigt haben würde, wenn er von deutschen Schauspielen gehört und nun wohl gar die „Räuber von Schiller" mit großen Lettern an den Ecken gelesen hätte. Da kam mehr als Neugier, Theaterliebhaberey und Schausucht in's Spiel. Da wurden plötzlich Jugenderinnerungen wach, und Heimweh und Patriotismus, und was weiß ich, und es hätte wohl so kommen können, daß „ein freyes Leben führen wir!" von den Galleriebesuchern wäre mitgesungen worden.

Aus dieser Rücksicht die Preise herabzusetzen, hätte der Sache unbedingt geschadet, und das deutsche Theater in die Kategorie der Volksbelustigungen herabgezogen. Ich war daher genöthigt,

mich mit dem théatre de l'opéra comique, das damals auch geschlossen war, in Unterhandlung zu setzen, welches jeden Vorzug in sich vereinigte, da es prächtig und geräumig zugleich ist, und dessen erste Plätze ganz geeignet sind, die vornehmste Gesellschaft aufzunehmen, während die obern in gehöriger Entfernung von den erstern, einer großen Volksmenge Raum gewähren.

Immer mehr und mehr verbreitete sich nun die Nachricht, daß ein deutscher Künstler-Verein nach Paris kommen würde, um Schiller'sche Dramen und den Faust von Göthe in der Ursprache darzustellen und überall äußerte sich Theilnahme, wo man sie nur immer erwarten konnte. Doch auch solche Stimmen vernahm man hin und wieder, die aus frühern Versuchen, theatralische Darstellungen in fremden Sprachen zu geben, auf keinen günstigen Erfolg schließen zu dürfen glaubten. Sie führten das englische Trauerspiel an, welches kein besonderes Glück gemacht hatte, obgleich die reiche englische Bevölkerung von Paris alles mögliche aufbot um es zu halten; aber man bedachte dabei nicht, welch ungeheuern Kosten-Aufwand es verursachte, welche Gagen Macready und die Smithson in Anspruch nahmen und daß

endlich der Zeitpunkt der romantischen Revolution noch fern war und man das Bedürfniß nach dem Fremden und Romantischen nicht so suchte, wie gerade jetzt. Auch die deutsche Oper wollte man anführen, aber noch unhaltbarer war es hiemit. Die deutsche Gesangskunst konnte die Franzosen nicht besonders anziehen, die durch die ersten Muster Italiens, und selbst durch ihre eigenen Künstler in dieser Gattung zu sehr verwöhnt waren und in ihrem Urtheil sogar unsern Sängern alle und jede Kunst absprachen. Hier war es lediglich die Neugier, den Freyschütz einmal in der Ursprache zu hören und diese ward befriedigt und der Direktor stand sich gut dabey. Auch Fidelio machte großes Glück und Haizinger und die Schröder-Devrient feyerten Triumphe, wie nie im Vaterlande. Aber das dreymalige Wiederkehren mit demselben Einerley, das mehrmonatliche Verweilen, mußte doch wohl endlich für die beweglichen Pariser alles Reizes entbehren, nicht zu gedenken, daß das Ganze doch nur aus der Gesellschaft einer mittelmäßigen Provinzbühne bestand, die sich nicht einmal bewährt verständigen Händen anvertraut sah. Dabei ist es zu verwundern, daß der Achener Unternehmer noch Anhaltspunkte genug fand, um drey Jahre nach einander bei den bedeuten-

den Kosten, welche die Oper stets mit sich führt, dieses Unternehmen ausführen zu können.

Meine Einladungen an deutsche Künstler waren mittlerweile ergangen. Madame Schröder, Mad. Crelinger, Dem. Jul Gley, die Herren E. und C. Devrient in Dresden, Marr, Urban, Meaubert, Jerrmann in Paris, Gerber in Cassel, Werner in Mannheim, waren theils von mir aufgefordert worden, theils hatten sie ihre Mitwirkung bereitwillig angetragen. Anderer Beitritt erwartete ich noch. Nach dem von mir entworfenen Repertoir war ein zahlreiches Personal nicht bedingt. — Ein bewährter Freund, den seine Mittel hiezu in Stand setzten, hatte die nöthigen Garantien zu leisten übernommen; die Vorstellungen sollten am 15. Mai beginnen und in vier Wochen beendigt seyn, und die Abonnementslisten waren bereits gedruckt, um in Cirkulation gesetzt zu werden. Von allen Seiten waren die günstigsten Aussichten vorhanden. Der König, ein Kenner der deutschen Literatur, die Prinzen und Prinzessinnen, die deutsch lernen, und mithin der ganze Hof durfte an der Spitze des Abonnements genannt werden; die Gesandten, der Adel, und die höhere Gesellschaft würde sich unbedingt angeschlossen haben. Viele Engländer, die ihre Ab-

reise auf den 1. Mai festgesetzt hatten, schoben diese auf, sobald sie von dem deutschen Theater gehört hatten, um zu abonniren. Die Blätter fingen an, davon zu sprechen, und wer in Paris war, weiß, welchen wichtigen Einfluß diese Organe auszuüben im Stande sind. Der ernste Moniteur gab in seinen ersten Spalten, die gewöhnlich den königlichen Ordonanzen oder andern Gegenständen von hoher Wichtigkeit gewidmet sind, einem Artikel über mein Unternehmen Raum, und beehrte unsere große Schröder mit dem Titel einer „première tragédienne de l'Europe." — Herr Amadée Pichot, Redacteur der Révue de Paris, versprach eine Analyse der zu gebenden Stücke zur bessern Verständlichkeit, und eine fortlaufende Kritik über unsere Leistungen. Depping im Temps, Jal im Constitutionnel, Jules Janin im Debats, und Loëve-Veimars im National, sämmtlich Verehrer und Kenner deutscher Literatur und Kunst, würden mit gründlichen Beurtheilungen nicht zurückgeblieben seyn.

So stand die Sache, als am 27. März die Cholera in Paris ausbrach. Die Emeute der Chifoniers, die Vergiftungsgerichte, die Ermordungen und das ganze entsetzliche Gefolge der mit aller Macht so schnell hereingebrochenen Epidemie,

erfüllte alle Gemüther so sehr mit Angst und Schrecken, und hatte einen so hohen Grad von Aufreizung zu Wege gebracht, daß für den Augenblick an die Ausführung eines Unternehmens, wie das Meinige, nicht zu denken war. Die Sterblichkeit soll an einem Tage (ich glaube es war der 9. April), nach den mündlichen Versicherungen eines deutschen Arztes, die Zahl 1300 erreicht haben, und ich sah bei dieser schrecklichen Steigerung und der Unmöglichkeit, ein baldiges Ende vorauszusehen, mich in die Nothwendigkeit versetzt, den Künstlern abzuschreiben, und endlich am 13. April das schöne Paris, das jetzt überall nur Trauer und Schrecken zeigte, selbst zu verlassen.

Aus allem hier Gesagten wird man sehen, daß dieser Versuch nicht aus Gewinnsucht gemacht werden sollte, nicht blos auf die Befriedigung der Neugier eines fremden Publicums berechnet war. Ich bin kein Theaterunternehmer, wie mich einige Blätter genannt haben, der etwa nach Paris gekommen war, in der Absicht, sich die Erlaubniß auszuwirken, und dann mit seiner Truppe Vorstellungen nach eben dem Schlendrian zu geben, wie er solches im lieben Deutschland gewohnt war. Ich lebte in Paris bereits Monate lang blos mei-

nen literarischen Beschäftigungen, als ich durch Zufall und hiedurch wieder erweckte Neigung, wie früher schon im Leben, dem Theater näher gebracht wurde. — Bei dem Verein von eminenten Talenten, die sich dem Unternehmen anschlossen, bei der Sorgfalt, womit selbst die kleinste Rolle besetzt worden wäre, und bei dem Eifer für die Ehre deutscher Kunst, wovon sich ein Jeder durchdrungen fühlte, konnte diesem ersten, in der Geschichte des deutschen Theaters Epoche machenden Versuche, wohl mit Zuversicht Gelingen vorhergesagt werden. Meine genaue Bekanntschaft mit dem Pariser Publicum hätte meine Sorgfalt verdoppelt, um bei der theatralischen Repräsentation, bei der Betonung und Aussprache, alles zu Fremdartige und Auffallende zu mildern.

Ich war Zeuge, daß bei der stets mit lautem Jubel aufgenommenen Arie der Agathe im Freischützen, die Worte:

„täuscht das Licht des Monds mich nicht?"

stets eine allgemeine Unruhe erregten. Da hätte man die Pariser sehen sollen, wie sie leise lächelten, wie sie die Köpfe zusammen steckten, auch wohl gar sich bemühten, die Worte nachzusprechen. Das dauerte jedoch nur ein Sekunde und war dann vorüber. Aber jedesmal und an ver-

schiedenen Orten, (ich hörte diese Arie im Conservatoire, in der Oper und in Conzerten) brachte diese Stelle dieselbe Wirkung hervor. Und kann man denn aber auch etwas Rauheres und Mißtönenderes finden, als diese sieben Einsylbler mit der bizarrsten Wiederholung von Gutturalkonsonanten? — Ich muß mich fast darüber wundern, daß in Deutschland nicht dieselbe Wirkung erfolgte.

Ich hoffe, im nächsten Jahre noch so unabhängig zu seyn, um die Leitung der deutschen Vorstellungen in Paris übernehmen zu können, und werde alsdann sogleich meinen verehrten Freunden von meinen erneuten Bestrebungen in dieser Sache Nachricht ertheilen. Sollten jedoch Umstände eintreten, die mich davon abhalten, so will ich mit Vergnügen bereit seyn, einem Manne, der mit den dazu gehörigen Eigenschaften ausgerüstet wäre, alle nur erforderlichen Nachweisungen zu geben, um auf dem kürzesten Wege zum Ziele zu gelangen. Einem Spekulanten, der lediglich eines pekuniären Vortheils wegen einen solchen Versuch wagen wollte, müßte ich jedoch ernstlich davon abrathen, da nur, aus dem rechten Gesichtspunkte betrachtet, die Leitung übernommen und von der angemessenen künstlerischen

Würde das Auftreten deutscher dramatischer Künstler in Frankreichs Hauptstadt begleitet werden muß, um alle Theile zu befriedigen.

Anhang.

Von Paris nach München.

1.

Von dem Tage, wo zweitausend Menschen in Paris von der Cholera befallen wurden, bestellte ich meinen Platz auf der Diligence. Dies war Montag den 9. April; aber bis zum Freitag, den 13., waren bereits alle Plätze genommen, und so mußte ich denn bis dahin mich gedulden, und so noch vielmal den „Omnibus des morts,“ wie die Pariser den schwarzumhängten Cholera-Leichenwagen scherzend nannten, mit seinen 40 weißen Todtentruhen an mir vorüber fahren sehen. — Ich zählte unruhig die Augenblicke bis zum Morgen des 13. Paris, das liebliche, große, prächtige, das mir einen genußreichen Frühling versprach, wie öde und traurig erschien es jetzt? Ein

kalter Wind herrschte seit langer Zeit, und wirbelte ganze Kehrichthaufen in die Luft, die zum Besten der Lumpensammler tagelang auf den Straßen liegen bleiben. — Der Boulevard, dieser Sammelplatz alles Schönen, Reichen und Berühmten, blieb leer, selbst in den Stunden, die dem Mittagessen vorausgehen, von 4 bis 6. Hin und wieder schossen winterlich eingehüllte ängstliche Menschen, die ihr Geschäft hinaustrieb, über den breiten, öden Boulevard, und hielten sich mit Essig getränkte Tücher vor Mund und Nase. Man kann denken, welche saure Minen sie dabei schnitten. Allen bunten Tand und frivole Spielzeuge hatten Flanellbinden, wollene Strümpfe und Chlorflaschen von den Seiten der Alleen verdrängt, und statt des lauten Ausrufes, der in steter Mannichfaltigkeit bald ein neues Journal, bald den allerwohlfeilsten Verkauf von Kleidungsstücken, oder ein rein vegetabilisches Mittel gegen den Aussatz anpries, tönte jetzt nur ein verworrnes Geschrei von Instructions, remèdes oder invasions, dessen ewiger refrain immer war: „Choléra morbus!"

Nun muß man wissen, wie diese Ausrufer das fatale Wort betonen. Es klingt nicht, wie bei uns Deutschen, schnell mit polternder Hast das Trommelfell berührend, wie der Reim auf das

holde — „Kuß" — nein; das wird von den gemeinsten Kerlen mit einer Art gelehrter Koketterie, wie ihre Professoren es in den Vorlesungen machen, hinausgezogen in's Unendliche; — dieses büs, oder vielmehr bühs — wie Grabgeläute tönte es in die Ohren der Vorübergehenden!

Da ich mich ganz wohl fühlte, sehr mäßig lebte, und aus diesem Grunde vortrefflich schlief, so erwachte ich an jedem Morgen wahrhaft gestärkt und kerngesund. Der Kaffee schmeckte mir vortrefflich, und ich kleidete mich in bester Laune an, vermeinend: da die Sonne so freundlich scheint, ich mich wohl befinde, und alle Nachbarn, wie gestern, wieder vor ihren Thüren stehen, so wird wohl das Uebel nachgelassen haben. Es kann ja nicht immer fort steigen. — Nun ging ich aus. Da las ich die Anzahl der Sterbefälle und eine „augmentation sur le chiffre d'hier" von 300. Ich ersah, daß in meinem arondissement, welches bis jetzt am verschontesten geblieben war, die Sterblichkeit riesenmäßig wachse, und ich fühlte in dem Augenblick, daß ich zu viel kalte Milch in den Kaffee gegossen hatte. Ich begegnete einem bekannten Arzte. Mit traurigem Gesichte verkündete er mir, daß 25 Kranke in seinem Hospitale, die gestern noch Hoffnung zur Genesung gegeben

hatten, in dieser Nacht alle verschieden seyen. „Aber, mein Gott, wie geht das zu?“ rufe ich bestürzt. „Der Wechsel des Windes, und der Uebergang zur Wärme,“ — sagt er bedenklich. Und sogleich spürte ich einen Sirocco mich anwehen, und mir den Athem versetzen und den Kopf einnehmen. „Was soll man thun?“ frage ich verzweifelnd den Arzt. „Doppelte Vorsicht vor Erkältung!“ schreit er mir forteilend zu. Ich gehe sinnend weiter, aber die Luft wird wirklich drükkend, und ich mit meinem Kamisol, mit meiner Binde von Flanell, mit meinen Gesundheitssocken und Gesundheitssohlen, ich gerathe in Schweiß, und aus dieser Passage weht eine kalte Zugluft mich an. Wo soll ich bleiben? — Dort in dem Bazar bin ich geschützt. Es ist bei den Verkäufern Frühstückzeit. Alle bewegen die Mäuler — aber, o Himmel! Aller Mäuler sind grün. Sie kauen rohe Sallatblätter mit schlechtem Oehl und giftsauerm Essig gewürzt. Muß denn dieses Volk immer auf die Weide gehen? Ist es da ein Wunder, wenn Tausende jede Stunde in den Rachen dieser Pest stürzen, die nun einmal den Sallat nicht leiden kann? Jenes hübsche Mädchen dort, — die so eben ihren nicht kleinen Mund wie ein Scheunthor en miniature öffnet, und mit der Ga-

bel einen Sallatberg hineinstopft, — wie sie mich lächelnd dabei ansieht, — ich wollte mich auf sie stürzen und ihr das lange Zichorienblatt aus den Zähnen reißen. Sie fragt lachend: „plait-il?“ — Aber mein Himmel, wie können Sie Sallat essen? rufe ich stotternd. „Warum nicht,“ erwiedert sie; „Sie fürchten doch nicht die Choléra? ce n'est qu'une bétise! Doch diese Säckchen sollen ein gutes Präservativ enthalten für Leute, die sie fürchten, wohlverstanden! Man trägt sie auf der Brust, kaufen Sie immerhin, zu 50 Sous sind sie zu haben.“ Der Sallat war bei Seite gestellt, und die Säckchen wurden zur Schau gelegt. Die Sallatesserin erhielt meine 50 Sous, und ich ihr Sachet anticholérique, mit dem ich mich nunmehr gewappnet wieder an Luft und Licht wagte.

2.

Der Morgen des 13. April erschien. Die Sonne war freundlich, und ich begab mich, zwei Flaschen des besten Madera in den Händen, und ein Päckchen mit Pfeffermünze, Kamillen und Schwefeläther in der Tasche, in den Hof der königl. Messagerieen. Nach allen Richtungen flogen vollgepfropfte Diligencen davon. Diese suchte ihr Heil im fernen Süden, und eilten der Quarantaine

an den Pyrenäen zu; jene wollten sich der reinen Alpenluft anvertrauen, und diese endlich wünschten im reinlichen, behaglichen Süddeutschland die Schreckensperiode der Cholera-Invasion zu bestehen. Zu diesen Letzteren gehörte auch ich. Ich musterte die Menge der reisethümlich gekleideten Gruppen, um mir daraus meine zukünftige Gesellschaft zusammenzusetzen. Welche 5 von diesen theils scherzenden, theils trübselig dreinschauenden, theils wohl, theils kränklich aussehenden Menschen werden zu mir in den engen Kasten der Diligence zur 3 Tage und Nächte langen Haft eingesperrt werden? Indem ich mir noch dieses Mädchen und jenen Mann, diesen Offizier und jene laut lachende Frau zur Reisegesellschaft wünschte, war die Imperiale bedeckt, die Pferde angespannt, der Postillon klatschte und der Conducteur las aus seiner Liste die Namen der Personen und die Nummern ihrer Plätze.

Welch ein Häuflein hatte sich um die Diligence gereiht? Nicht ein einziger von denen, die ich mir erkoren hatte, — ein Mädchen mit einem ovalen Gesichtchen und lieblich blauen Augen, die mich trotz dieser Farbe doch die Cholera vergessen ließen, und die ich mir so gern als vis-a-vis gewünscht hätte, mußte in die Rotonde und

ich stopfte mich zu den fünf, bereits das Interieur der Diligence füllenden Individuen.

Alle waren Elsasser, kannten sich bald und sprachen deutsch mit einander. Sie priesen sich glücklich, Paris zu verlassen, und theilten sich Cholera-Aventuren, Cholerascherze und Cholera-Bonbons mit. So waren wir außer den Barrieren zu den sogenannten Voieries gekommen, die hier ihre höllischen Dünste weit versenden und Alles rings umher verpesten. Die Fenster wurden sogleich geschlossen, und ein solcher Duft von Essig, Kampher, Chlor, strömte aus den Säckchen und Fläschchen, daß es mir den Athem versetzte. Kaum hatten wir diese Region, die stinkendste von ganz Paris, hinter uns, so wurden die Fenster geöffnet, eine milde Frühlingsluft strömte in den Wagen, wir sahen Landleute hinter dem Pfluge, Kinder bettelnd neben dem Wagen laufen, Ziegen im Chaussee-Graben springen, Füllen dem Mutterpferd nachlaufen, Lerchen singend auffliegen, und rückkehrende Postillone auf ihren Pferden vor den Wirthshäusern ihr Glas leeren, und wir jubelten innerlich: es ist Frühling und die beste Welt — und der alte Gott lebt noch.

3.

Meine Reisegesellschaft hatte mich bis dahin recht zufrieden gestellt. Es waren reinliche, mäßige Elsasser, die alle mögliche Vorsorge für sich angewendet hatten, um ihren Angehörigen keinen Schmerz zu machen, und sich mit heiler, fleischfarbener Haut nach Hause zu bringen. Ein einziger Jüngling, dicht an meiner Seite, schien mir etwas verdächtig, weil er schlief. Ganz unbefangen hatte ich dagegen mit dem Hündchen auf dem Schooße einer etwas betagten Wasgauerin gespielt, die jetzt plötzlich sehr roth wurde und über Kopfschmerzen klagte. Ich sah sie sehr ernsthaft an. „Ei der Tausend, Sie werden uns doch wohl nicht krank werden?" fragt eine dicke Modehändlerin aus Straßburg.

„Es hat nichts zu sagen," antwortete die Erröthete, „ich kenne die Quelle meiner Kopfschmerzen."

„Vielleicht eine Indigestion?" fragte ich nicht ohne Besorgniß. „Sallat etwa?" — „O nicht doch," sprach sie mit einem schmerzhaften Ausdrucke. „Seit drei Tagen habe ich weder gegessen noch geschlafen. Ich komme von dem Bette eines theuern Kranken." — „Doch nicht etwa

Choléra?“ riefen wir Alle. „Ja;“ sagte das Mädchen resignirt, als wenn sie ausdrücken wollte: was liegt mir daran, und wenn ihr sie auch alle jetzt bekämet, wenn er nur gerettet ist. Was war zu thun? Die Schreckliche saß mir gegenüber. Ihre Augen hatten sich mit Thränen gefüllt. Ich wollte nichts mehr von ihr und ihrem Kranken wissen. Auch die Andern schielten verlegen nach ihr hin. Sie roch zu verschiedenen Malen an ihren Essig — sie bot ihn mir an — ich dankte und zog meinen Kampher hervor. Der Arzt habe ihr gesagt, der Kampher nütze zu gar nichts. Ich antwortete ihr nicht und sah zum Fenster hinaus, und wünschte nichts sehnlicher, als die blaue Bergkette zu erblicken, die ihr Vaterland verkündet haben würde und sie aus unserer Nähe gebracht hätte. Bis dahin aber waren's noch zwei volle Tage und Nächte.

Wir flogen durch Claye, durch Bondy und näherten uns Meaux. — „Ei hier sind wir doch schon ein gutes Stück von der verpesteten Stadt weg,“ sagte ein junger Advokat aus Strasburg. „Und wenn auch hier schon einzelne Fälle sich ereignet haben mögen,“ setzte ich hinzu, „so kann es hier doch nie so arg werden. Es ist alles luftiger, die Leute leben natürlicher, — reinlicher.“ — Hier

unterbrach mich die Wasgauerin mit den Worten: „O sie muß auch hier schon wüthen," und deutete zur Bekräftigung des eben Gesagten auf einen Tischler, der in seiner weitgeöffneten Werkstatt unter jenen weißhölzernen langen Kisten stand, die uns aus der letzten Zeit vom Todten-Omnibus her nur zu bekannt waren. Er und seine Gehilfen hatten damit alle Hände voll zu thun.

Hin war mein Frohsinn, der auf einige Augenblicke sich wieder hervorwagen wollte, und ich sah mich wieder von Cholerakranken eingepfercht, und hatte eine im höchsten Grade verdächtige Person mir gegenüber, die mit mir in dem engsten Raume eingeschlossen, ihre Quarantaine überstehen sollte.

Wir setzten uns im Posthause zu Tische. Nach französischer Sitte wurde zu 3 Franken für den Kopf gegessen und reichlich aufgetragen. Es gab viele hochverpönte Speisen, und mit einigem Vergnügen bemerkte ich, daß sich das gesammte Diligence-Personal ganz nach der Vorschrift verhielt. Von den Ragouts und den Fischen wurde nur gekostet, und die Sallatschüssel mit solchem ächt cholerafeindlichen Ausdrucke in Minen und Gebehrden zurückgestoßen, daß sie die Magd lautlachend wieder vom Tische abhob. — Selbst der Conduc-

teur trank nur geröthetes Wasser, und nach dem Kaffee statt des Cognacs ein Glas Zuckerwasser. Ein Conducteur und Zuckerwasser! Man denke! —

4.

Die untergehende Sonne röthete bereits den verpesteten Dunstkreis im Westen, aus dem wir uns entfernten, als wir über den breiten Quai dahinrollten, der das freundliche Chateau-Thierry ziert. Hier endlich sind wir in Sicherheit, dachte ich triumphirend, wenn nicht wir selbst den Keim der Pest mit uns führen, und in dies glückliche Land verpflanzen. Die Bäume am Quai fingen eben an zu grünen. Der Fluß strömte klar und hell dahin, ohne böse Nebel zu brüten; die Menschen gingen offen und luftig gekleidet, unbefangen schwatzend spatzieren, und Alles deutete hier darauf hin, daß die Cholera noch nicht so weit vorgedrungen war. Ein einziger Fall, und dieser zweifelhaft, habe sich ereignet, wurde uns auf der Post gemeldet. Wir fuhren ohne Aufenthalt weiter; ich that einen langen Athemzug, die milde Frühlingsluft erquickte mich; dann setzte ich mich in meiner Ecke zurecht und schlief ein.

Um Mitternacht wurden in Epernay die Pferde

gewechselt und bei frühem Morgen erreichten wir das alte Châlons an der Marne.

Haufen von Menschen umstanden unsern Wagen und wollten Nachrichten von der Cholera in Paris wissen, und wie weit sie nach Châlons hin schon vorgedrungen sey. Hier war sie zur Zeit noch nicht erschienen.

Meine Reisegesellschaft, die Wasgauerin mit inbegriffen, war kreuzwohlauf, ich befand mich dabei doppelt wohl und ließ mir den spottschlechten Kaffee gut schmecken, womit uns eine so eben durch uns aufgeweckte und nicht gerade appetitliche Französin im Posthause regalirte. Wir durchzogen die kahle Champagne, die, wenn auch hier noch nicht die eigentliche Champagne pouilleuse oder s. v. lausige Champagne, angeht, denn doch schlecht genug ist, um nach der eigentlichen nicht sehr lüstern zu machen. Was aber fragte ich heute nach schlechten Aussichten, Kreideboden, kahlen Sträuchern und einförmigen Ebenen. Was hatte ich gestern von dem guten schwarzen Boden, von den wohnlichen, langen Gebäuden, von den Waldpartieen und den mahlerischen Hügelreihen? Diese brave Kreide haucht keine Miasmen; diese elende Hütten sind keine Hospitäler, und der weiße Staub, der hier Alles bedeckt, ist mir lieblicher

zu schauen, als gewisse blaue Färbungen an verzerrten Menschengesichtern! —

So wie man sich Lothringen nähert, wird die Gegend anmuthiger. Bar-le-duc ist eine allerliebste Stadt, wo ich früher einmal schlimmer Augen wegen lange im Quartier liegen mußte. Die Zeit war zu kurz, um meine alten, freundlichen Wirthsleute aufzusuchen. — Am zweiten Morgen nach unserer Abreise von Paris, — es war der Palmsonntag, hielten wir unsern Einzug in Nancy. Die Stadt, von schönen, mit Villen bebauten Hügeln eingeschlossen, mit ihren geradlinigten, stattlichen Häusern, gewährt einen herrlichen Anblick. Dies hat ihr den Namen Nancy la belle zugezogen; im Elsaß wird sie aber allgemein, eingedenk ihres deutschen Ursprunges „Nanzich" genannt.

In meiner Erinnerung trug ich ein so geschmeicheltes Bild von Nancy mit mir herum, daß die Gegenwart, so freundlich sie mir es auch an dem feierlichen sonnenklaren Palmsonntagmorgen präsentirte, ihm denn doch großen Eintrag thun mußte. Die breiten Strassen, wie todt, die großen Häuser, wie still und öde, die öffentlichen Gebäude, wie schlecht unterhalten. An dem Tage, wo Friedrich Wilhelm und Alexander auf der Place carrière den Kaiser Franz erwarteten, und ihm

bis an den Triumphbogen der Place royale entgegengingen, wo drei Reihen geputzter Damen den Kaffeehäusern an beiden Seiten zur Einfassung dienten, wo ein glänzendes Militär fast aller europäischer Heere in seinem buntfarbigen Waffenschmucke hier paradirte, und die armen Bewohner der Stadt über den augenblicklichen Nutzen, den sie aus diesem Glanze zogen, Zukunft und Vergangenheit vergaßen: Damals sah Nancy la belle anders aus, wie heute, da ich als Cholerаflüchtling ihr Weichbild betrat.

Ich lief auf den großen Platz, den ich von Kaffeehäusern ganz umgeben glaubte, und sah deren nur zwey und von so schlechtem Ansehen, daß sie zum Eintreten nicht sehr anlockten. Dann blickte ich die lange Straße hinan, wo damals aus jedem Fenster Neugierige gafften, wo die Garde Spalier gemacht hatte, wo eine Menschenmasse hin und her wogte, wo der Oesterreichische Kaiser herkommen mußte und die mir jetzt wie eine Straße von Pompeji vorkam.

Ich wandte meine Blicke, — da sah ich etwas Neues. Auf einem Fußgestelle von rothgeädertem Marmor stand die Bildsäule des alten Königs von Polen, der die hübschen Häuser hier alle bauen ließ, und den Armen in Nancy viel Gu-

tes that. Der gute Stanislaus Leszinski steht in seiner bizarren Königstracht von Bronce in einer ziemlich gebieterischen Stellung. Die Inschrift scheint der Nachwelt nicht vorbehalten zu seyn; denn schon hat sie der Regen zum Theil unleserlich gemacht.

Für uns mag es hingehen; denn einige Jahre lang mag man noch wissen, was es mit dem Herrn Schwiegervater von Louis XV. und Nancy la belle für eine Bewandniß hatte. Für spätere Geschlechter wird es aber gut seyn, die Inschrift dauerhafter zu machen.

Hier verließ uns die Wasgauerin mit ihrem Hündchen, um die Seitenstraße nach ihren heimatlichen Thälern einzuschlagen. Ihren Platz nahm ein großer Herr ein, der einen halbmilitärischen Anstrich hatte und schlecht französisch sprach. Man hatte ihn uns im Posthause als einen Polen gemeldet, und da er bald das Gespräch auf diese Nation hinzulenken wußte, so äußerten wir uns Alle so unumwunden und kramten so viel Liebe und Zuneigung als möglich für die unglücklichen Polen aus. Wir sprachen unter Andern von ihren Sitten und Gebräuchen, selbst auf ihre Leibgerichte kamen wir zu sprechen. Da fiel es mir sonderbar auf's Herz, daß er hier zuerst frei mit

der Sprache herausrückte und die herrliche Barcz-suppe der Polen tief unter die Skisuppe der Russen stellte und überhaupt mit warmer Anhänglichkeit der russischen Piroggen, des Kaviars, des Quaas u. d. gl. erwähnte. Ich forschte nach seinem Vaterlande; und da hörten wir denn, daß er einer von jenen Russen sey, die nicht die Erlaubniß erhalten hatten, im Auslande zu bleiben, um nicht etwa schlechte Grundsätze einzuathmen, und daß er daher nolens volens auf der Heimkehr begriffen sey. Das Polengespräch war jetzt sogleich abgebrochen, und nach einigen Lobeserhebungen der russischen Dörfer, der gesegneten Fluren von Südsiberien und der ungeheuern Eleganz von St. Petersburg, worauf wir sämmtlich nichts erwiderten, verstummte die Unterhaltung gänzlich. —

Desto lauter wurde sie aber in der Rotonde. Hier war wirklich ein polnischer Soldat eingestiegen, der in seiner drallen Reiterstracht und der weißen Furagierkappe sich als ganz stattliches Bürschchen präsentirte.

Da es Abend wurde, näherten wir uns dem elsäßischen Gränzorte Sarrebourg, wo wir diniren wollten. Im Coupé hustete ein alter Partikulier aus der rue du Helder, der Baden und seinem roulette zueilte; in unserm Interieur roch es nach

Juchten und kein Laut war vernehmbar; aber hinten in der Rotonde schallten die lustigen Lieder des Polen, die er seiner kichernden Reisegesellschaft mit lauter Stimme vorsang, während der Postillon seine Pferde auf der monderhellten Kunststraße nach dem lieben Deutschland hin ruhig forttraben ließ.

5.

Wer es der Mühe werth gehalten hätte, den Appetit der Diligencebewohner bei unserm ersten gemeinschaftlichen Mahle in Meaux zu kontroliren und jetzt zu betrachten, was in Sarrebourg, drei volle Tagreisen von Paris, konsumirt wurde, der würde nicht länger zweifelhaft seyn, welche Macht die Cholera auf die Gemüther und die Mägen auszuüben fähig ist.

Die Modehändlerin aus Strasburg, die in der Rue du Mail in Paris selbst einen kleinen Anfall von Cholerine zu bestehen hatte, und am ersten Tage eher den Baphomet geküßt hätte, als ein wässeriges Gemüse der leichtesten Art zu sich genommen, entblödete sich nicht, hier nach der Sauerkrautschüssel, die uns an Deutschlands Gränze aromatisch entgegendampfte, zweymal zu langen, sie, die mit allen Parisern den armen Wurst-

machern den Tod geschworen hatte, denen dort nichts übrig blieb, als ihre Würste selbst zu essen, oder Hungers zu sterben, verspeis'te die berühmte charcuterie de Sarrebourg mit einem kanibalischen Appetite, genoß dann Massen von Zwetschkenkompot, und da sie nach gerade einige Kolikschmerzen zu empfinden begann, so setzte sie einen herzhaften Schluck Cognac darauf. Und das Alles mit einem so heitern Gesichte, so selbstzufrieden, so überzeugt gesund und wohlauf, daß man auf ihrer Stirne die Worte zu lesen glaubte: „Hier hört dein Reich auf, Pestilenz!" —

Den Weg bis Phalsbourg erheiterte uns der Pole in der Rotonde, der immerfort seine Nationalliedchen sang, welche dann und wann durch ein: „mais soyez donc sage polonais!" unterbrochen wurden. In Phalsbourg verließ er den Wagen und der Abschied von den Bewohnerinnen der Rotonde war so lang anhaltend, als wir anhielten, um unsere Pferde zu wechseln, welches, wie bekannt, in der Nacht nie schnell geschieht. Endlich entfernte sich der Pole und einige zärtliche: „Adieu polonais!" folgten ihm. Nach einer Weile kam er aber zurück und rief: Mamsell! dormir ici! bonne auberge!" — „Ah, fi donc!" schrie es aus dem Wagen heraus; — Mamsell! nix fi-donc! de-

main Strassbourg!“ — „Non, non, mon brave, ça ne se peut pas,“ sagte die Dame. — „Mamsell, pourquoi, dormir très bien ici!“ Hier war er wieder auf den Schlag gesprungen und hatte wahrscheinlich den Arm der Dame ergriffen, welche mit einem Male kreischte: „Mais sage, mon brave!“ —

Da klatschte der Postillon; der Pole taumelte vom Schlage, der Wagen rollte fort und „Adieu mamsell!“ — „adieu polonais!“ verhallten in der Luft. Eine kurze, wahrscheinlich sehr interessante Bekanntschaft! Sie, die Frau eines Musikers vom 5ten Linienregiment aus Paris gebürtig, zu ihrem Manne nach Colmar reisend, er ein Ueberbleibsel von Dwernickis Braven, in Frankreich hin und her geweht, wie es der politische Wind haben will. — Nach kurzem Schlafe öffnete ich die Augen und in dem Dufte des Morgens erblickte ich Erwin von Steinbachs Wunderthurm vor mir. Bald rollten wir in die Thore des alten Strasburgs ein und vernahmen, daß wir hier eine Contumaz zu bestehen hatten. Fünf Tage mußte man Paris und seine verdächtige Umgegend, damals 20 Stunden in der Runde, verlassen haben, ehe man den badischen Boden betreten durfte.

Ich mußte daher drei volle Tage in Strasburg zubringen, und nahm meinen einstweiligen Sitz

im rothen Hause, einem recht lobenswerthen Gasthofe an dem größten und belebtesten Platze der Stadt, „place d'armes“ genannt. Hier kam uns schon überall deutsche Sitte entgegen, und so französisch auch die Elsasser in politischer Hinsicht sein mögen, der ächtdeutsche Grundton läßt sich jetzt nach hundertjähriger Usurpirung aus dem nationellen Karakter nicht verwischen.

6.

Den Münster, dies bewundernswertheste Werk der altdeutschen Baukunst, hatte ich aus meinem Fenster täglich vor Augen, und ich that während der drei Tage meines Aufenthaltes fast nichts, als den Münster betrachten. Ich kenne die imposante Pyramide von St. Stephan, den majestätischen Dom von Köln, das prächtige Portal von Rheims; aber welchen Eindruck nach allen diesen Herrlichkeiten Strasburgs Münster auf mich machte, kann ich nicht beschreiben. Ein Gebäude von Feen-Hand scheint dies zu sein! Zeigte es uns irgend eine Dekoration im Theater, wir würden den Maler extravagant nennen; und hier steht es vor uns von hartem, dauerhaftem Stein ausgeführt, Jahrhunderten trotzend, eine fabelhafte, fantastische Erfindung, von dem besonnensten Baumeister, nach

den strengsten Berechnungen und solidesten Verbindungen ausgeführt. Diese Laubgitter, diese schwebenden Treppen, diese dünnen, schlanken Säulchen, diese luftig zierlichen Bogen, und immer wieder Luft dazwischen, alles durchbrochen, à jour wie am Halsgeschmeide einer Dame, jede Ausladung mit Lufttinten lasirt, wie die leichtbelaubten Zweige einer Landschaft. Und das Ganze mit einer Laune übergossen, ich möchte sagen, mit einem Humor durchdrungen! Jeder Stein ein Bildwerk; Thiere, Pflanzen, Engel, Heilige und Fratzen, — und Alles harmonisch verbunden. — Ich bestieg ihn bis zur Plattform, wo ein industriöser Mann ein Kaffeehaus etablirt hat, das den Münster, von unten gesehen, so wenig verunziert, als setzte sich eine Mücke auf die Nase des großen Churfürsten in Berlin.

Hier oben hat man eine schöne Aussicht, die man freilich auch ohne das Kaffeehaus haben würde; aber der gefällige Caffetier ist mit billigen Erfrischungen und weitreichenden Ferngläsern versehen, welches Beides nicht zu verachten ist.

Unter den vielen müssigen Leuten, welche den ganzen Tag über die Place d'armes füllten, fielen mir die jungen Bursche in blauen Hemden auf, welche man mir als Conscrits bezeichnete, und die

den Gegenstand einer eigenthümlichen Handelsspekulation machen, welche an die ehmaligen sogenannten Seelenverkäufer erinnert.

Diese jungen Bursche werden von den Handelsleuten aus den umliegenden Dörfern nach Strasburg gezogen, wo sie in eignen Häusern bei einander leben, gut gehalten werden und mit dem Versprechen, später 3 bis 400 Franken zu erhalten, die nächste Aushebung erwarten. Sie haben für Nichts zu sorgen und treiben daher den ganzen Tag nichts als lose Streiche und müssige Spiele. Sobald nun die Aushebung Statt findet, wird eine gehörige Anzahl von ihnen an die General-ersatzmannschafts-Gesellschaft nach Paris geschickt, wofür die Menschenlieferanten in Strasburg bis 1000 Franken erhalten, mithin bei jedem Mann nach Abzug der ihm zugestandenen Summen von 3 bis 400 Franken und der freyen Ernährung durch 3 bis 4 Monate in Strasburg, dennoch einen bedeutenden Profit haben.

Die Generalgesellschaft in Paris bekommt oft an 2000 Franken für den Ersatzmann.

Wehe dem Reisenden, der bey Gelegenheit eines solchen Transports sich der Diligence bedienen will. Alles ist dann überfüllt mit diesen Conscrits, für welche die Lieferanten in Pausch und Bogen

zahlen, und so viele in den Wagen hineinstopfen, als hineingehen können. Oftmals geschieht es aber auch, daß die jungen Kerle von der Diligence desertiren und in ihrem heimischen Dorfe angekommen, keinem mehr Rede stehen wollen. Eine Klage findet bey diesen Verhältnissen natürlich nicht statt, und der Lieferant hat das mehrmonatliche Kost- und Wohngeld für seinen militärischen Eleven baar aus der Tasche verloren.

Herr Chollet und Madam Pradher vom Theater de l'opéra-comique in Paris, welche die Strasburger entzückt hatten, waren bereits abgereis't und während der Charwoche fehlte es gänzlich an öffentlichen Belustigungen. Das deutsche Schauspiel in Freyburg wurde nach Ostern erwartet. Eine Fahrt durch die Rupertsau, die sich rings um die Stadt fruchtbar und anmuthig ausbreitet, brachte mich auch zur Rheininsel, wo dem General Desaix ein Monument errichtet ist. Daneben stehen einige hölzerne Hütten, die von der französischen Regierung im vorigen Jahre zur Quarantaine errichtet worden waren, als man damals die Cholera von Deutschland her erwartete.

Ich schauderte, da ich mir diese insularische Contumaz von 21 Tagen dachte und pries mich nunmehr glücklich mit meiner dreitägigen im gast-

lichen rothen Hause, so sehr mir auch dieser Aufenthalt anfänglich unerträglich geschienen hatte. Ich ließ mich zum Hauptarme des Rheins fahren, dessen grüne Wellen rasch an diesen flachen Ufern vorübereilen und erblickte jenseits der Brücke die blauen Bergketten des Odenwaldes und Schwarzwaldes.

„Dort, wo jene blauen Nebelberge ragen,
„Fängt meiner Heimath Gränze an!“ — —

Ich wollte hinüber, — aber die Wache in der Mitte belehrte mich, daß dies so schnell nicht angehe, und zeigte mir das kleine unscheinbare Häuschen am jenseitigen Ufer, vor dem einige Reisewagen hielten, vor dem auch ich morgen angehalten werden würde, um gehörig geräuchert und gewaschen mein liebes Vaterland rein und unverdächtig betreten zu können.

7.

Die Quarantaine-Anstalten sind gewiß von großem Nutzen, wo sie mit aller Strenge statt finden. Sie bewahrten seit Jahrhunderten Europa vor der orientalischen Pest. Weit entfernt, mich in einen medizinischen Streit über Ansteckungs- oder Nichtansteckungsfähigkeit der Cholera einzulassen, will ich hier gern mit der Mehrzahl das

Letztere gelten lassen; — was sollen jedoch alsdann diese Quarantaine-Anstalten en miniature? Ist wohl Jemand in Europa, der je einen solchen Schwank mitmachte, und sich überzeugt hält, daß dies Verfahren im Stande sey, den Ansteckungsstoff zu tilgen? — Meine gewöhnliche Aufrichtigkeit, die durch den Aufenthalt und die Räucherungsapparate einen etwas bittern Beischmack erhielt, äußerte diese Zweifel dem Abgeordneten des Kreisphisikats, der eben mit wichtiger Mine die Chlormischung bereitete.

„Glauben Sie, mein Herr," schnautzte er mich an, „daß sich wissenschaftliche Männer zu einer Täuschung der Art herleihen würden?" „Ich wollte Niemand, am wenigsten die wissenschaftlichen Männer, mit meinem Zweifel touchiren," sagte ich höflich. „Ohne diese Anstalt hätten wir längst die Cholera," brummte er weiter, — „und ist's jetzt gefällig?" setzte er sogleich zu den Damen hinzu, die mitreis'ten.

Nun wurden uns're Koffer in einem kleinen Bretterhäuschen geöffnet, und ihr Inhalt rings umher aufgehängt und auseinandergelegt. Aus den Mischungen des Beamten entwickelten sich nun die stinkenden Dämpfe, die jeden Ansteckungsstoff zerstören können.

„Schnell zugemacht!“ ertönte nun das Commando.

„Ach mein neuer Pariser Hut!“ jammerte eine Dame. „Meine Kleider!“ schrie eine Andere. „Schadet es den Farben?“ fragte die Erste schnell. „Grüne und rothe Seidenstoffen verändern die Dämpfe allerdings,“ erwiderte trocken der Beamte.

„Ach!“ kreischten die Damen so durchdringend, daß sich Steine erbarmt hätten; aber der Beamte schritt im Gefühle seiner Würde, Gränzgesundheits-Commissarius von ganz Deutschland zu seyn, ohne sich um Damengekreisch und Pariser Modetand zu kümmern, seinem Büreau-Häuschen zu.

Der Aufwärter flüsterte aber leise den Armen zu: „Sey'n Sie nur ruhig, ich habe die Schachteln nicht geöffnet, und die seidnen Kleider in den Koffern gelassen; die kriegen von dem Gestanke nichts ab.“

„Elender,“ wollte ich schon sagen; „um eines Pariser Hütchens willen soll der Westen von Deutschland nun auch verheert werden?“ — Die Damen sahen mich aber so bittend an, und der Aufwärter deutete mir durch seine ängstlichen Blicke an, daß er zum Wenigsten Festungstrafe erwarten müßte, so daß ich schwieg.

Dieses Schweigen raubte mir aber wochenlang

meine Ruhe und ich fiel fast von meinem Stuhle, als ich im literarischen Verein in München eines unserer vaterländischen Blätter zur Hand nahm und darin die Worte fand: „Auch diese Pest hat uns französische Mode über den Hals gebracht!" — Was war natürlicher, als daß ich dabei an die Modepest und die verpesteten Modehütchen dachte. Es bezog sich aber auf etwas ganz Anderes.

„Hier nebenan entkleiden sich erst die Damen, dann die Herrn. In dieser länglichen Schale ist eine leichte Chlorauflösung; damit wird der ganze Körper gewissenhaft gewaschen, bis auf das Gesicht, zu dessen Abwaschung sie sich des Essigs hier in der runden Schüssel bedienen wollen. Die Kleider legen Sie in die vordere Abtheilung des Badezimmers; die holen wir heraus, um sie ebenfalls zu räuchern."

Die Damen gingen lächelnd hinter den Verschlag; bei dem Entkleiden lachten sie laut auf und schwatzten viel französisch dabei.

„Was sagen sie?" fragte der Beamte; „sie scheinen zu spotten. Sollten sie sich vielleicht nicht ernsthaft waschen, so wäre ich genöthigt, Jemand zu beordern, der es in Auftrag der Regierung verrichtete." Ich rief dies sogleich den Damen zu,

die plötzlich zu lachen aufhörten und einstimmig versicherten, „sich sehr ernsthaft zu waschen.“

Wir Männer baten um die Erlaubniß, einstweilen frühstücken zu dürfen.

„Ja; prosit die Mahlzeit!“ sagte der Beamte; „bevor Sie sich nicht gewaschen haben, dürfen Sie mit Niemand im Orte in Berührung kommen.“

Ich mochte ihm nichts mehr über alle diese Einrichtungen sagen; denn während er uns untersagte, bei Wirthsleuten im Orte zu frühstücken, kamen mehrere Einwohner in die Contumaz und erkundigten sich bei uns, über den Stand der Cholera u. s. w.

Die Damen hatten ihre Waschung beendigt und traten gereinigt in durchräucherten Kleidern aus dem Bretterverschlag, wohin wir unreinen Männer nunmehr verwiesen wurden. — „Ich habe erst gestern Abend in Strasburg ein Bad genommen;“ sagte mein Reisegefährte; „und sehe nicht ein, warum ich mich hier mit dem stinkenden Zeuge waschen soll.“ — Er hatte seine Oberkleider zum Räuchern hinausgelegt, und setzte sich nun im Negligé ganz bequem hin, um einige Goldrollen zu zählen, die ihm in der Tasche aufgegangen waren. Schon während der ganzen Reise hat-

te ich es meinem Scharfsinne zur Aufgabe gemacht, den Stand dieses Mannes zu errathen, dessen Paß ihn einen Proprietaire aus der rue du Helder nannte. Er hatte alle Hauptstädte und Bade-Orte Europas gesehen; war mit den Franzosen in Hamburg gewesen, und kannte eine Menge Russischer Fürsten und Grafen — sehr genau. Dabei versicherte er bereits am ersten Tage, nie eine Karte zu berühren und nur nothgedrungen in Gesellschaft ein Commercespiel mitzumachen.

Dies Alles, verbunden mit der äußern Erscheinung des Mannes, ließ mich auf die Vermuthung kommen, es sey ein Spieler von Profession und ich täuschte mich nicht.

Es war ein Mann in den Funfzigen; von auffallenden starken Zügen. Die eine etwas schlaff herunterhängende Seite des Gesichtes erschien stereotyp; denn sie war aller Wahrscheinlichkeit nach vom Schlage gerührt. Seine Wäsche war weiß und von großer Feinheit, obgleich nachlässig angelegt. Die Kleider waren neu und nach dem jüngsten Schnitte, doch ohne die geringste Sorgfalt behandelt. Er sah einem reichen Manne von Stande ähnlich, der sich in schlechter Gesellschaft herumzutreiben gewohnt ist. Eben so waren seine Manieren, wenn gleich geschliffen, doch zuweilen rauh

und auffahrend. Dabei war seine Unterhaltung die eines Weltmannes. Während er sein Gold zählte, fragte er mich, ob ich denn auch von dem Duelle des Grafen Léon mit dem Adjutanten des Herzogs v. Wellington, dem Engländer Hesse gehört hätte? — und ob ich die deutschen Herrn kennte, die in der rue la paix mit Léon den Handel anfingen? Daß es ihm unangenehm wäre, jene Herrn in Baden anzutreffen, daß er ihnen in Paris aus Gefälligkeit eine kleine Bank in seinem Hause habe auflegen müssen, so zuwider ihm dies auch stets gewesen sey und was dergleichen mehr war. Nach diesen Eröffnungen war mir der Mann kein Räthsel mehr. Ich hatte den vor mir, bei dem jene verhängnißvolle Parthie Ecarté gespielt worden war, die dem Engländer Hesse das Leben gekostet hatte und wohl noch einem halben Dutzend junger Leute gekostet haben würde, wenn nicht die starken Nebel, welche der Cholera vorausgingen, die beabsichtigten Duelle zu mehrern Malen vereitelt hätten.

Inzwischen hatten beide Partheien das Feld geräumt und die Stadt verlassen. Merkwürdig war bei dem Duelle des Grafen Léon mit dem Engländer Hesse ein Umstand, der zu fatalistisch

ist, als daß ich ihn deutschen Liebhabern vorenthalten sollte.

Léon ist ein natürlicher Sohn Napoleons und ihm so ähnlich, daß seine „illustre naissance," wie bei dieser Gelegenheit einige Blätter sich ausdrückten, wohl von Niemanden in Zweifel gezogen werden kann. Bei einem Besuche, den er den Napoleoniden abstattete, schenkte ihm einst Hortense einen Brillantknopf des Kaisers, und prophezeite ihm dabei, er würde ihn, wenn er ihn bei sich trüge, als ein Talisman vor Gefahr schützen. Unbeachtet lag dieser Knopf in einem Fache seines Sekretärs; doch wie abhold die „jeune france" jedem Aberglauben ist, an dem Morgen des Duells regte sich ein — „ich weiß nicht was," in des jungen Léons Brust, und er steckte den Talisman in seine Busentasche. Hesse hatte den ersten Schuß und seine Kugel streifte den Knopf des Kaisers; Léon schoß und streckte seinen Gegner tödtlich getroffen nieder.

Unsere Unterhaltung würde noch länger gedauert haben, wenn nicht der Beamte uns zugerufen hätte, daß wir uns lange genug wüschen und er uns für völlig desinfizirt erklären könne. Wir kleideten uns daher an; unsere geräucherten Effekten wurden wieder in die Koffer gepackt, und

wir konnten nun „où bon nous semblera“ im lieben deutschen Lande herumreisen. Zunächst ging es in's Wirthshaus und dort lachten wir beim Kaffee über die unnütze Vorsicht.

Sollten diese Waschungen wirklich von Nutzen seyn können, so müßten sie doch wenigstens gewissenhaft von eigens dazu bestellten Personen oder unter Aufsicht vorgenommen werden.

Mein Proprietaire aus der rue du Helder, hatte nun, ich will es ihm gern glauben, in Strasburg gebadet; wie viele Fußreisende passiren jedoch die Gränze, die in schmutzige Lumpen gehüllt sind und bei denen Reinlichkeit wirklich anzuempfehlen wäre; wenn diese nun mit eben solcher Sorglosigkeit sich selbst überlassen sind, so verdiente denn doch die ganze Veranstaltung, die alsdann blos eine Unbequemlichkeit mehr den Reisenden auferlegte, eine ernstliche Rüge.

8.

Wir durchzogen das liebliche Land zwischen dem Rhein und Neckar, und freuten uns einmal wieder, fleißigen Anbau und überall verbreitete Reinlichkeit zu bemerken. Die Landleute in ihrer barocken Tracht wurden ihrer dreieckigen Hüte und langen Röcke wegen von einem zehnjährigen Fran-

zosen, der nebst seinem Vater mit uns reis'te, sämtlich für Pfarrer gehalten und jederzeit mit einer devot-spöttischen Mine: „ah bon jour M. le Curé!“ begrüßt. „Mon Dieu, que de curés! que de curés en pantalons jaunes!“ so ging es in Einem fort zu unserm Ergötzen, indem er sich über die gelbledernen Beinkleider der Pfarrer nicht genug verwundern konnte. Wir übernachteten in dem regelmäßigen, öden Carlsruh und brachen am andern Tage frühzeitig auf, um bei guter Zeit Stuttgart zu erreichen.

In einem schmalen Thale, von Weinbergen aufs Engste begränzt, liegt die Hauptstadt von Würtemberg. Nur nach einer Seite hin, gen Canstadt, wo sich das Thal öffnet und eine heitere Ferne zeigt, ist die Gegend romantisch zu nennen, in dem gewöhnlichen Sinne, wie man Gegenden so zu nennen pflegt. Die übrigen Seiten zeigen recht anmuthige Winkel und Schluchten; indeß wird jede Gegend, die keine Fernsicht bietet, auf die Länge monoton. Ueberdies müssen Weinhügel im vollen Schmucke ihres Laubes prangen, um die Blicke zu erfreuen. In Stuttgart selbst hat man überall die Aussicht nach diesen Weinhügeln, welches der Stadt ein ländliches Ansehen gibt.

In Stuttgart wohnt Wolfgang Menzel. Wer

kennt ihn nicht in Deutschland? Der Mann, der ein so abweichendes Urtheil von dem gewöhnlichen Urtheile der Menge äußerte, und nach einigen Jahren schon die Meinung der Meisten für sich gewann, muß ein bedeutendes Uebergewicht an Geschmack und Einsicht über seine Mitbürger besitzen. Ich bin überzeugt, daß es ein verdienstliches Werk sei, seine Kritiken in's Französische zu übersetzen, um den Franzosen von unserer heutigen Literatur einen richtigen Begriff beizubringen. Die guten Leute stehen noch am Anfange des Jahrhunderts, und außer Göthe und Schiller und ein Paar Novellisten, die sie halb und halb kennen, glauben sie uns noch eine große Ehre zu erweisen, wenn sie Gesner einen zarten Dichter nennen, und uns das Portrait von Kleist in der sonderbaren Nachtmütze mit einigem gemachten Entzücken präsentiren. Von unserm jetzigen Reichthum haben sie nicht die entfernteste Ahnung — und wir selbst würden ihn nicht kennen, wenn ihn uns Menzel nicht aufdecken würde. Alles beurtheilt er; und wie geistreich spricht er oft über die fadesten Schriften. Er ist mir oft wie ein Märtyrer vorgekommen, und ich habe mit einer Anwandlung von mitleidiger Theilnahme mir gedacht, wie der geistreiche Mann dasitzt und schlechtes Zeug weg-

legt, um noch Schlechteres in die Hand zu nehmen, und das Alles, nur um seinen Mitmenschen einen Dienst zu erzeigen. Nun aber, da ich Menzel besucht habe und die ungeheuern Körbe Rezensirwaare dastehen sah, — hier Reisebeschreibungen, dort politische Flugschriften, weiterhin historische Trauerspiele, — in jener Ecke Novellenliteratur, — und Alles übermäßig aufgehäuft, da ward ich von Achtung durchdrungen für die ordentliche Thätigkeit des Mannes, der bei all diesem Lesen und Beurtheilen noch selbstständige geschichtliche und poetische Werke liefert, sich der Politik des Tages mit Wärme hingibt, und als Abgeordneter der zweiten Kammer an den Staatsgeschäften den wärmsten Antheil nimmt.

Solch ein Mann muß aber auch ganz absonderlich aussehen; solchem Manne muß man es schon zu Gute halten, wenn er in seinem Aeußern den Ueberstudirten verkündet. Pascal sagte: „und wenn ein Gelehrter noch so zierlich gekleidet ist, so müssen es doch mindestens die Knöpfe der Beinkleider verrathen, welchem Stande er angehört.“

Wer sich noch unter uns erinnern könnte, den Professor Ramler vor dem Brandenburger Thore in Berlin gesehen zu haben, wenn er seiner „Ode auf einen Granatapfel“ gedachte, und mit sei-

ner Canne auf den Boden leicht schlug, und sich unter seiner gewaltigen Perückenwölbung der stolze Gedanke bildete: „Du bist Teutonias größter Dichter!“ Oder wer Johann Peter Utzen in der Orangerie bey Ansbach jemals begegnet wäre, der wüßte, wie solche Männer aussehen müssen. —

Dieses Glück ward mir nicht mehr zu Theil. Jene goldene Zeit, wo diese Dichter unter den Sterblichen wandelten, war bereits vorüber, als ich geboren wurde, aber dafür sah ich noch andere große Männer, welche dem Bilde eines ausgezeichneten Gelehrten durch ihr Aeußeres zu entsprechen wußten, und hieraus abstrahirte ich mir mein Bild von Menzel, und wenn wir der jetzigen Mode in Etwas ihr Recht lassen, so muß er, wie jeder Leser wohl selbst denken wird, — so aussehen:

Hinter einem grünen Schreibtische, auf einem weich gepolsterten Stuhle, von Folianten und hohen Papierstößen ringsum eingeschlossen, sitzt eine lange hagere Rezensentenfigur, mit einem bleichen, tiefgefurchten, von Nachtstudien und Gift und Galle ganz vergelbten, pergamentähnlichen Gesichte. Auf der Nase eine grüne Brille, die ihren Schein rings um die Augen verbreitet, und ihnen dadurch ein leichenhaftes Ansehen ertheilt, unter

der Nase eine dicke Lage von Schnupftabak, die Glieder umhängt von einem weiten, schmutzigen Schlafrocke, dünne schwarze Haare bedecken den Nacken und ein struppiges Barthaar umgränzt das Gesicht und bildet unter dem Kinne ein Convolut, das einem Judenbarte nicht unähnlich sieht. Die Stimme schnarrt und näselt, und die Sprache prangt im breitesten schlesischen Dialekte: das wäre doch noch ein Mann vor dem man Respekt haben müßte, — aber nun denke man! —

Ein zierlicher, feingebauter Mann; obgleich, wie er sagte, leidend, doch von jugendlich frischem Ansehen, mit klaren freundlichen Augen, trat mir im einfachen Negligé entgegen. Die glatten braunen Haare ließen die breite Stirn sehen und keine Falte darin deutete auf Nachtwachen, schwere Sorgen oder tiefes Denken. Eine Brille trug er freilich; aber keine grüne; und der Tabakschnupfer verrieth sich auch durch nichts. In seinem Wesen sprach sich durchaus nichts aus, was seine eigenthümlich literarische Stellung und ihre Bedeutsamkeit hervorgehoben hätte und in seiner Unterhaltung drückte sich so viel Laune und Scharfsinn aus, als nöthig war, um sie zu beleben, ohne einen gesuchten oder verschwenderischen Aufwand damit zu machen. So wie ich früher schon ihn aus

seinen Kritiken kannte, so erschien er mir auch hier. Wohlwollend gesinnt allen Bestrebungen, von einer Vielseitigkeit des Geschmackes die wahrhaft selten zu nennen ist, selbst dem Verfehlten nicht gerade zu den Stab brechend, nur das Seichte mit Geißelhieben verfolgend, und groben Anmaßungen vernichtend entgegentretend, und doch wiederum dabei ein bewundernswerthes Uebergewicht von ächter, den Deutschen, die eine Macht auszuüben haben, so seltnen Bonhommie. Dieß ist freilich angebornes Naturell, wird aber gewiß von seiner ruhigen und sichern Stellung im Leben genährt und erweitert. Ich sah beim Fortgehen eine allerliebste Frau, die, mit lieblich schwäbischer Melodie der Rede, den spielenden Kindern zurief und in ihren reichen, zierlichen Haarflechten, in den regelmäßigen Zügen einem Bilde der Byzantinischen Schule nicht unähnlich sah. Wer wird in solcher Umgebung nicht zum gemüthlichen Bon homme werden, dachte ich mir, als ich Wolfgang Menzel, den furchtbaren Kritiker, verlassen hatte.

9.

Die Stuttgarter leben einfach und thätig. Die Erholungen bestehen in den nahen und fernen Ausflügen in ihre Berge, um sich an einer schönen

Aussicht zu freuen und dabei ein Glas Wein zu trinken.

Außerdem giebt es ein Hoftheater hier, das aber finster und unfreundlich den Fremden empfängt. Der Einheimische ist natürlich daran gewöhnt. Die Brüstungen, Vorsprünge u. s. w. bildet eine schwerfällige Zimmerei, dabei Caryatiden, Draperien und Malerei, alles überbietet sich, den Raum des Saales und das Athmen des Zuschauers zu verengen. Für den König ist auf der einen Seite des Balkons eine Art von Gezelt, mit verschiedenen Abtheilungen aufgeschlagen, welches sich nomadisch genug ausnimmt. Die Beleuchtung ist fast keine zu nennen und es ist mir ein Räthsel geblieben, ob die Dekorationen sich in einer bessern, nicht so abgenützt und altmodisch ausgenommen haben würden.

Ueber die Leistungen einer solchen Bühne ist wenig zu sagen; die Mitglieder sind seit Jahren dabei, das ist Alles mit der Einwohnerschaft auf's Innigste verbrüdert und verbunden; das gutmüthigste Wohlwollen besticht das Urtheil; und wer sollte auch eben urtheilen? Leute, die seit langen Jahren daran gewöhnt sind, dies und nichts Anderes zu sehen, die selten oder nie bezahlen, und

faſt jeden Abend mit einem Freibillet regalirt wer- den? Taucht nun einmal ein Rezenſent auf, der troß ſeines Freibillets urtheilt, und gar ſein Ur- theil drucken läßt, ſo wird der Menſch angefein- det, als ein unverträglicher, unbegreiflicher Böſe- wicht, der nichts weniger im Sinne hat, als Fa- milienväter ums Brod zu bringen. Unbegreiflich würde mir nun ein ſolcher Rezenſent wohl in der That erſcheinen; denn es iſt ſchwer abzuſehen, was er mit ſeinem Urtheile will. Meiner Anſicht nach ſind die Theater als einzige öffentliche Volksbelu- ſtigungen in unſern drückend ſchwülen Tagen al- lerdings nicht zu verachten, und es iſt Recht, daß die Regierungen angemeſſene Summen darauf ver- wenden, um ſie nicht gänzlich von der größern oder geringern Theilnahme des Publicums abhängig zu machen, und ſie am Ende von herumziehenden Truppen, dem Geſchmacke und den Sitten zum Hohn, bevölkert zu ſehen. Irgend ein Hofmann, der noch nichts weiter iſt, und den Neigung zur Muſik, zum Tanze oder zu den Prieſterinnen die- ſer Künſte hinzieht, oder der überhaupt gern et- was zu commandiren hätte, was doch nicht zu gro- ßer Verantwortlichkeit ausſetzt, wird nun mit der Intendantur bekleidet, erwählt ſich ſein Miniſte- rium, die Regiſſeurs, bemooſ'te Häupter gewöhn-

lich, die allen Handwerksgebrauch weghaben, und in dieser Hinsicht den Chef davor hüten, dagegen zu verstoßen und den Künstlern Blößen zu zeigen, und sodann werden Stücke vertheilt, Repertoirs gemacht und Proben gehalten. Die Aufführungen können natürlich nicht ausbleiben. Unbedeutendes geschieht genug, und dann wird es gleich zu etwas Erheblichem gestempelt und es fehlt nie, daß der Intendant, wie ein Schach von Persien, die ausschweifendsten Ehrennamen bekommt, auf die er nicht im Entferntesten Anspruch macht, wenn er ein wenig bescheiden ist. Wird er auch nicht: Sonne der Welt, Licht des Ostens, Perle der Weisheit u. s. w. genannt, so ist denn doch der kunstsinnige, für alles Wahrhaft-Erhabene Durchglühte, für alles Schöne Empfängliche, für einen solchen Mann genug, von dem oft nur das Letzte nach dem Buchstaben wahr ist. Welche Großthaten sind es aber nun, die ihm so überschwengliches Lob erwerben? Er giebt ein berühmtes Stück, das er gar nicht geben sollte, weil er es nicht besetzen und daher nur verhunzt geben kann; oder er hat die Kleider der Schauspieler mit neuen blanken Tressen besetzen lassen, ungefähr in der Art, wie man solches zu der oder jener Zeit trug, und wie man auf alten Bildern sehen kann; oder er

produzirt Kinder, die er von einem Tanzmeister unterrichten läßt und von denen er glaubt, daß sie dereinst werden tanzen können. Und solche verfehlte Bestrebungen sind es, denen Zeit und Kräfte geopfert werden; doch sind sie leichter in's Werk gesetzt, und für den Augenblick lohnender, als durchgreifende Maßregeln, den alten Schlendrian zu hemmen, die Kräfte zu concentriren, um das möglichst Vollendete dem Publicum vorzuführen, dabei die Ansprüche der Zeit zu berücksichtigen, und vaterländische Bühnendichter auf das Thätigste zu ermuntern.

Es giebt zwei Arten von Bühnenleitungen. Die eine in den großen, volkreichen Städten, wo für die Bedürfnisse eines stets wechselnden, abgestumpften, bezahlenden Publicums zu sorgen ist; die andere in den kleinern und kleinsten Residenz-Städten, wo ein stabiles, nicht übersättigtes, freigehaltenes Publicum regalirt werden soll. Eine jede muß daher nach andern Grundsätzen verfahren, um ihren Vorwurf auszufüllen; doch hat sicher die letztere ein leichteres Spiel und kann eher befriedigen und befriedigt werden. Genügt sie ihrer Aufgabe, so wird sie den kleinen beständigen Kreis ihrer Zuhörer bald zu wahren Kennern umgeschaffen haben und wird nicht mehr auf unerlaub-

ten Abwegen darnach streben dürfen, die Menge anzuziehen.

Unter den Schauspielern fand ich einen Jugendfreund nach vielen Jahren wieder. Ich hatte Carl Seydelmann's theatralische Anfänge in Breslau gesehen und folgte ihrer schönen Entwicklung bis zu seinem Abgange nach Grätz. Später schlug sein Zeitungslob an mein Ohr, worauf ich nie viel gegeben habe. Ich vernahm aber, daß Bühnen um seinen Besitz stritten, und daß er, wie ein ächter Held das Leben, so lebenslängliche Versorgungen in den Wind schlug, welches bei einem Schauspieler wohl dasselbe ist. Das machte mich recht neugierig, ihn wieder zu sehen; aber während meines achttägigen Aufenthaltes spielte er nur zweimal. Das erste Mal den Hähnchen im Fest der Handwerker; und Angeli verzeihe mir! so angemessen ich dies Stück für die Königsstädter Bühne und ihre Schauspieler halte, so war es mir doch nicht möglich, meinen alten Freund, den man als einen der ersten jetzt lebenden deutschen Künstler bezeichnet, gerade in dieser Rolle zu sehen. Später gab Seydelmann den Tartüffe und ich sah ihn. Ein Urtheil über ihn abzugeben, vermag ich jedoch nicht. Um einen Künstler von dieser Bedeutung zu beurtheilen, bedarf es

mehr als das flüchtige Anschauen einer solchen Rolle, die des Fremdartigen und Gemachten so viel hat. Nur durch das Beobachten einer ganzen Reihe von Leistungen läßt sich ein richtiges Urtheil feststellen. Denn bei der größten Vielseitigkeit sind es doch stets dieselben Grundsätze, welche den wahren Künstler bei der Ausführung seiner Aufgabe leiten. Wenn blos nach Lob und Tadel gefragt werden soll, so flüchtig wie mein Anschauen war; dann muß ich bekennen, daß er mir nicht nur der Rolle, sondern der Erscheinung nach, der Hervorragendste unter allen Mitspielern war, die sich, obgleich von dem Costüm viel Wesens gemacht worden war, das treu, wie zu Molieres Zeiten wieder gegeben worden seyn sollte, dennoch so wenig in dem geistigen Costüm des Stückes zu finden wußten, wie in ihren besilberten, steifleinenen Röcken.

Ich hatte im vorigen Winter bei Gelegenheit des Wiederauftretens der Mars, den Tartüffe einige Male in Paris gesehen. Ein Vergleich der Gesammtdarstellung des théatre français mit dieser Hof-Privatbühne würde den Schein einer boshaften Absicht auf mich werfen können.

So verließ ich Stuttgart, ohne Seydelmann in einer Hauptrolle gesehen zu haben; was ich

sonst aber von ihm im Gespräche vernahm, zeigte mir, daß er Einer der Wenigen sey, welche Kenntnisse und Geschmack mit Geist und Gemüth vereinigen; gesellt sich nun hierzu eine eminente Darstellungsgabe, so ist nicht daran zu zweifeln, daß der große Schauspieler fertig sey.

10.

An einem feuchten Morgen zogen wir mit den Nebeln durch die anmuthigen Thäler Würtembergs, und begrüßten das malerische Eslingen mit seinem gothischen Thurme, das mir schon aus mancher Abbildung wohl bekannt war, und viele andere, minder malerische, doch auch sehr freundliche Städtchen und Weiler, bis wir endlich das hohe Plateau der baierischen Ebenen erreichten.

In Ulm übernachteten wir in einem weitläufigen, altreichstädtischen Gasthofe, und hier war es zum ersten Male, wo wir die Honoratioren der Stadt an langen Tischen, in Wolken von Tabaksrauch gehüllt, in stummer Würde dasitzen und den vaterländischen Gerstensaft mit Wohlbehagen schlürfen sahen.

Ich schämte mich fast, Thee zu fordern, und dachte ernstlich bei mir: „das mußt du dir jetzt abgewöhnen; die Leute halten dich sonst für einen

Narren, der mit fremden Sitten prunken will, und werden sich scheu von dir abwenden."

Am andern Tag erreichten wir das stattliche Augsburg. Ich stieg in der Traube ab, einem vortrefflichen Gasthof in einer der schönsten Straßen.

Nichts bezeichnet mehr die Leute, die noch nie oder selten große Entfernungen von ihrer Heimath gemessen haben, als die Unzufriedenheit mit den Gasthöfen. Wer zu Hause nur selten mehr, als Suppe und etwas Gemüse auf seiner Mittagstafel sieht, ist an der table d'hôte gewöhnlich mit Allem unzufrieden, und wenn er gleich unter zehn schmackhaften Gerichten wählen kann. Wer in der Heimath sich selbst zu bedienen gezwungen ist, schimpft über Kellner und Lohnbediente im Gasthofe, die jeden Augenblick zu seiner Verfügung gestellt sind.

In Augsburg war zur Zeit Jahrmarkt und Theater; vom erstern habe ich nur die Bretterbuden auf dem Platze, von letzterm nur den Anschlagezettel gesehen. Alle übrigen Merk- und Sehenswürdigkeiten der einst weltberühmten Stadt, nannte mir die Empfehlungskarte meines Gasthofes, die im Zimmer aufgehängt war, und die ich mit eben solchem Rechte „Karte" nenne, wie man eine Landkarte so nennt; denn eigentlich war

es eine Empfehlungs- und Gedächtnißtafel. Als wir die Gränzen von Altbaiern im ernsten Sinne erreichten, was uns sogleich die Riegelhäubchen und die „Halbmaaßkrügeln" an den Fenstern verkündeten, regte sich in mir ein eigenes Gefühl, das immer mehr und mehr gesteigert wurde, je näher ich München kam. Fast ein Dezennium war verflossen, seit ich dort gewohnt hatte. Wie werde ich nun Alles nach so langer Abwesenheit wieder finden? Werde ich meine Freunde und Bekannte noch sehen? Welche Veränderung wird in ihrer Gesinnung vorgegangen seyn? Ich dachte nie daran, daß ich mich sehr verändert haben könnte; aber jetzt fiel es mir mit einem Male wie ein Zentner auf's Herz. Meine Haare waren in der Zeit ergraut; ich war mürrisch und kränklich geworden. Die Münchner, die ich damals gekannt hatte, werden auch so geworden seyn; die schönen Mädchen werden nun als Frauen schreiende Kinder wiegen, oder als verblühte Jungfern umherschwanken. Das lebenslustige, gränzenlos verliebte, herumschwärmende München, wovon ich sonst einen Theil ausmachte, wird jetzt nicht mehr mein München seyn! Unter solchen traurigen Betrachtungen erblickte ich beim Hinausfahren aus Dachau von der Höhe des Berges die

Frauenthürme — die hatten sich nicht im Gering= sten verändert. — Die Baumgruppen zur Linken waren der englische Garten — der blühete wie sonst. Diese Aussicht war schnell verschwunden. Es regnete und war kalt am ersten Mai, wie im Winter — auch das ist noch wie vormals. Es ist Alles beim Alten! Je nun, so will ich versuchen, auch der Alte zu seyn, und die alte, schöne Zeit heraufbeschwören! — So weit war ich mit meiner Betrachtung zu Stande, als ich das Thor erreicht hatte, und mir die vor den Thüren eingepflanz= ten Tannenbäume, die schallende Musik, und die taumelnden, lachenden Gruppen ins Gedächtniß zurückriefen, daß heute am ersten Mai das Auf= erstehungsfest des Frühlings, durch Eröffnung des Bockkellers und Anzapfung der Fässer, die diesen König der Biere enthalten, feierlich begangen wurde.

11.

In München wurde seit der Regierung des jetzigen Königs viel gebaut; — Straßen und Plätze sind entstanden — Tempel sind aufgeführt worden, und die mittelalterliche Stadt ist nun mit einer breiten, eleganten Ceinture umgeben. Diese Mischung des Mittelalterlich=engspießbür=

gerlichen und des Frivolmodernen karakterisirt nunmehr die Stadt wie ihre Einwohner.

Neben dem großen Hange zum sinnlichen Genusse, wohnt hier eine fast patriarchalische Einfalt. Die geschicktesten Fabrikanten nennen sich hier nicht mit diesem vornehmen ausländischen Worte; und während es in Berlin Kleider- und Lichter-, Meubel- und Handschuh-Fabrikanten giebt, liest man hier auf bescheidenen Tafeln: bürgerlicher Schneidermeister, bürgerlicher Lichtzieher, bürgerlicher Kistler, und bürgerlicher Säcklermeister. Die Frauen dieser ehrsamen Meister, die anderwärts mit Florentinerhüten und in Giraffehauben prangen würden, tragen hier noch das zierliche Riegelhäubchen, das reich von Silber, mit ächten Perlen gestickt, dem feinsten Florentinerhute an Werth nicht nachsteht. In ihrem Häuslichen sind sie nun eben so bürgerlich. Bei allem Wohlstande und Ueberflusse wird das Alterthümliche, Einfache stets beachtet. Um 12 wird die Suppe auf den Tisch gestellt. In dieser Suppe schwimmt täglich eine Mehlspeise, wie sie die vielgestaltende Hand der Köchin nun eben bereitet hat; Sonntags aber eine bleiche, lange Wurst als stolze Galeasse in dem Suppenhafen.

Um 8 werden die Gewölbe und Magazine ge-

schlossen, und dann füllen sich die sogenannten Bierkeller vor den Thoren und die Wirthsgärten, wohin die am Tage betriebsame Einwohnerschaft einen unauslöschlichen Durst mitbringt, und ganz unglaublich viel von dem trefflichen Biere, das hier gebraut wird, trinken kann. In diesen Kellern liegen oft Vorräthe von 12,000 Eimern oder 720,000 Maaß. Man nimmt an, daß ein siebenzigjähriger Münchner, der ein nur mäßiger Biertrinker war, in seinem Leben 20,000 Maaß getrunken haben muß. Die Bürgermädchen lernen von eleganten Künsten Malerei und Musik; mit Lektüre beschäftigen sie sich im Allgemeinen wenig; daher sind in dieser Stadt von beiläufig 80,000 Menschen, nur zwei Leihbibliotheken, die keineswegs floriren. Die Wirkung, welche die Leihbibliothekwuth anderswo hervorzubringen im Stande ist, macht hier das Theater, das durch die ungeheuere Menge der Freibillets einem Jeden leicht zugänglich ist.

In einem engen Gäßchen, unweit von dem rasch dahin brausenden grünen Stadtbache, steht ein weitläufiges altes Gebäude, so baufällig, daß es mit ungeheuern Stützen versehen werden mußte. Vor seiner Thüre prangen zwei stattliche Tannen-Bäume, und aus seinem Innern schallt vom Mor-

gen bis zum späten Abend Musik der lustigsten Art. Dies ist der Bockkeller, woselbst der Bock oder Einbock verkauft wird, von dem ein früherer Dichter einmal sagte: „er glaube, daß die Götter in Walhalla Bock tränken."

Beim Eintritt sieht man ein Paar Höfe, und diese, so wie sämmtliche Zimmer in dem alten Einsturz drohenden Hause sind voll lustiger Leute, die beim vollen Glase sich ihres Lebens freuen.

Und wenn das Haus wirklich einstürzte, was läge den Leuten daran, wenn sie der Tod, das Bockglas in der Hand, überraschte? Genießt der Einwohner von Portici weniger die Reize seiner himmlischen Natur, weil ewig der Krater des Vesuv's über seinem Haupte dräut? Und der Arme hat nicht einmal Bock zu trinken!

Von Eleganz, Bequemlichkeit oder irgend einer Verfeinerung des Genusses, ist hier keine Spur zu finden. Man denke sich, in irgend einer andern Stadt hätte ein Bierbrauer diese reiche Erwerbsquelle; es gelänge ihm, eine Mischung zu erfinden, die so allgemein dem Gaumen seiner Mitbürger behagte, daß Alles ihm zuströmte und er vom Morgen bis Abend nichts zu thun hätte, als den Zapfen zu drehen und fließen zu lassen; — wie würde ein solcher Mann gleich mit allerlei

glänzen wollen, daß auch ihm und nicht allein seinem Biere die Ehre des Besuches wiederführe. Da müßte ein Lokal für Honoratioren eingerichtet werden; Gambrinus, König von Flandern, als Patron der Bräuer, müßte herbei; man müßte sein Fest begehen; das mittelalterliche Urbanreiten würde heraufbeschworen und irgend ein industrieller Literat gäbe eine Bockzeitung heraus.

Hier ist von Nichts dergleichen bie Rede. Es ist der Bock und immer nur der Bock allein, der das große Wort führt. Hat er die guten Eigenschaften, die er haben soll, ist er süßlich, klebrig, geistreich, kühl und substantiös, so mögen die Bänke noch so hart, die Tische noch so schlecht, das Lokal noch so baufällig seyn. Beamte, Offiziere, Künstler, Studenten, Handwerker, Taglöhner, Handelsleute, alles sitzt hier bunt durch einander, und unterschreibt Alles willig, was jemals zum Lobe des Maien, als Wonnemond der Erde gesagt wurde, obgleich er es jetzt schon seit langen Jahren nicht mehr ist, und namentlich in München zu der unfreundlichsten Zusammensetzung von Regen und Wind gehört. Aber im Mai singen die Nachtigallen und im Mai wird Bock getrunken.

Ist der Juni da, so wird der Keller geschlossen, und die Vorräthe, die noch vorhanden sind,

blos zum Frohnleichnamsfeste aufgehoben, wo die lieblichen Fluten dann andachtsvolle Gurgeln laben und die Seelen in doppelter Begeisterungsglut sich zum Himmel schwingen. —

Der Bock stärkt übrigens, früh genossen, die Brust, reinigt das Blut und — verdirbt den Appetit. Abends wird er zum Kobold, der die Leute tückisch aneinanderhetzt, Gläser zerschlägt und blutige Köpfe verursacht. —

Das schönste Theater in Deutschland, und eines der schönsten in der Welt, steht auf dem Max Josephs-Platze in München. Die schönen Verhältnisse seiner prächtigen Marmorfaçade lassen die beträchtliche Größe des Gebäudes nicht gleich erkennen, und geben dem Steinkoloß das Ansehen einer ächten Antike. Vier Kandelaber von Gußeisen zieren das Portal. Im Innern ist das kostbarste Material verschwendet; Marmor und Vergoldungen prangen überall; und das Haus würde sicherlich neben dem Imposanten, einen freundlichern Karakter an sich tragen, wenn für eine gehörige Beleuchtung Sorge getragen würde. „Die Damen im schönen Kranz, die rings auf hohem Balkone sitzen,“ sind nämlich, bei diesem Lichte besehen, Nebelgestalten und das Minenspiel der Künstler selbst, kann in dem großen, schlecht er-

hellten Raume keine Wirkung machen. Doppelt schade ist dabei, daß die so vortrefflich ausgeführten Dekorationen, die mit vollem Rechte Bühnengemälde genannt werden können, nicht so erscheinen, als sie erscheinen sollten. — Soll denn stets handwerksmäßiger Schlendrian in dieser Kunst sich breit machen dürfen? und ist es denn nicht möglich, während daß Architekten, Maler und Alles bemüht ist, die Schauspielkunst zu verherrlichen, grade die so wichtigen Lampenputzer dieser Wirkung entgegenstreben? Es ist so viel über die Zweckmäßigkeit unserer Theaterbeleuchtung gesagt und geschrieben worden, — in Paris hat die académie royale auch schon das Erstaunendste gezeigt — Daguerre hat, ein zweiter Prometheus — dem Himmel sein Licht entwandt — aber bei uns wollen die Lampenputzer einmal nicht — und das sind so wichtige Personen, die man in Ehren halten muß. Unter den Schauspielern wäre es überflüssig, die Schröder, Eßlair und Urban zu nennen; sie sind die vorzüglichsten unserer Bühne und als solche längst bekannt. — In den Leistungen ist mir nichts Bedeutendes, nichts Neues entgegengetreten. Es ist hier, wie überall bei diesen Hofbühnen. Ein wenig besser oder schlechter kommt nicht in Betracht. Man sieht, was man überall sieht,

und sieht es, wie man's überall sieht. Die Grabbe's und Immermann's sind für Intendanzen und Regisseurs nicht dagewesen, und sie verstummten daher frühzeitig, oder lassen dann und wann einen Mißlaut hören, den kein Schauspieler freilich nachzutönen wagen darf. Was hätten diese Männer aber werden können in jetziger bewegter Zeit für unsere Bühne — für die Bühne des Vaterlandes! Wer hätte daran gedacht, Dûmas, Dinaux, Scribe's Stücke ohne Wahl uns aufzutischen, und mit Angeli's und Both's Gerichten eine Tafel zwischen den Marmorsäulen des königlichen Kunsttempels in München zu besetzen? — Glaubt man einmal, dem hungrigen Aesthetiker einen Bissen hinwerfen zu müssen, so wird ein Shakespearisches oder eines andern todten Dichters Stück dressirt und aufgetischt. Das ist freilich bequem, und kostet kein Honorar; man kann mit dem Werke umspringen, wie man will, weglassen und hinzusetzen, daran recken und zwacken, wie's nur die Bequemlichkeit erheischt.

Als Lessing auf Shakespeare die Blicke der Deutschen lenkte, als Schröder ihn bei uns einführte, da waren dies große Schritte, von nicht zu berechnenden Folgen, uns eine Bühne der Wahrheit und Poesie zu geben, und die Schauspielkunst

auf eine Höhe zu führen, wohin sie durch des Kreissteuereinnehmers Weiße und Anderer Stücke nie gekommen wäre. Lessing und Schröder machten den Boden urbar, worauf Schiller und Göthe Wurzel faßten. Hohe Verehrung dem großen Britten! Aber das Nationelle, das seiner Zeit Angehörige in seinen Werken wird unserm Publicum bei allem Vortrefflichen doch immer fremdartig bleiben. Was man uns auch in dieser Hinsicht hat aufdringen wollen; es fand eben so wenig Eingang bei der Menge, wie die projektirten weißen Laken als feststehende Dekoration. —

Bei dieser Gelegenheit erwähne ich, daß der hiesige Hof-Schauspieler Urban den Versuch gemacht hat, Shakespeares „comedy of errors" zu bearbeiten und aufführen zu lassen. Ich war Zeuge, daß dieses Stück eine entschiedene Wirkung hervorbrachte, und so sinnig in die Scene gesetzt war, daß die Aehnlichkeit, welche ich mir stets als unübersteigliches Hinderniß bei der Darstellung dachte, bis zur größten Täuschung hervortrat. Wer wird fragen, ob das Stück poetisch, ob der Gang der Handlung dramatisch sei, wenn Shakespeare der Verfasser ist? Wer wird daran noch zweifeln, ob die Karaktere meisterhaft gezeichnet,

und die Folge der Scenen den Anfang mit dem Ende ächtkünstlerisch verbinden?

Daß Urban solche Arbeiten unternimmt, zeugt dafür, daß ihn ein besserer Geist beseelt, und daß er es müde ist, die Rollen in den Machwerken darzustellen, die gewöhnlich von den Intendanzen zur Darstellung zugelassen werden. Möge den geistreichen Künster dieser edle Unwille nur immer tiefer in die Schachte der ältern dramatischen Poesie führen und er uns daraus Aehnliches, wie die Irrungen, zu Tage fördern. Für jede solche Bemühung muß ihm der Dank der Kunstfreunde werden, um dem ewigen Jammerrefrain des vorigen Jahrhunderts, die Iffland'schen Tiraden, die der Schauspieler halb im Schlaf herunter zu sagen weiß, einen Amtmann oder Justizrath als herrschenden Tyrann, und ein naives Landmädchen, die zwei Stunden von der Stadt entfernt, an der Schürze zupft und die Augen niederschlägt, wenn sie einen Herrn sieht, und in deren Hütte das wahre Glück bei allem Elende wohnt, kräftig an die Seite zu schieben. Eher wollen wir mit dem Seifenschaum der Franzosen fürlieb nehmen, der doch zergeht, und dann für ewig vergessen wird, indeß das Rührspiel, wie ein lächerliches Gespenst im Schlafrock, uns nach einem halben Jahrhun-

dert noch necken will und doch Niemand mehr durch Anzapfung der Thränendrüsen recht zum Besten hält, als einen alten Herrn, der sich erinnert, in seiner Jugend eine solche Canaille von Justizrath wirklich gekannt zu haben, oder irgend einen alten, bequemen Schauspieler, der ein gutes Perückengesicht hat, schlecht memorirt und die wohlfeilen Triumphe vor einem Parterre von guten Freunden liebt, oder endlich eine junge Debütantin, die schöne Augen niederzuschlagen weiß und der die Koketterie zu solcher Naivität angeboren ist.

Iffland hatte löbliche Absichten, wie er diese Stücke machte; er dachte aber dabei auch an sich. So wie der alte Schauspieldirektor Hostovski, ein Böhme von Geburt, bei der Nachricht von Schillers Tode freudig ausrief: „Gott sey Dank, daß verfluchter Jambenmacher endlich todt ist!" — so sah der geistreiche Iffland auch wohl ein, daß zu poetischen Schöpfungen keine seiner Kräfte ausreichte.

Da war Kotzebue im Bereiche des Lustspieles ein Anderer! ihn wollen wir nicht bei Seite schieben, bis wir einen eigenthümlichen Dichter dieser Art unter uns entstehen sehen.

Was ich nun noch über München zu sagen auf

dem Herzen trage, ist sehr viel. — Von der Glyptothek bis zum Bockkeller, von den täglichen Ausflügen in die nächste Umgebung bis zu den fernern in's bayer'sche Hochland, wo die Almen grünen und der fröhliche Senn zu Berg und zu Thal treibt, von den romantischen Mysterien, welche die Landsleute im Ammergau aufführen, bis zu dem Landwirthschaftsfeste auf der Theresienwiese — giebt es des Anziehenden, Eigenthümlichen so viel, das ich mit großer Vorliebe stets betrachtet habe, und eben'so zu beschreiben gedenke.

Aber Alles dies muß ich für ein anderes Werkchen mir aufsparen, ins Pariser Album paßt es — troß aller Buntheit desselben — dennoch nicht hin.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lewald, August,

Album aus Paris

Bd.: 2

Hamburg (1832)

Gall.sp. 106 h-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10426968-6